

UNGARN

MONATSCHRIFT FÜR DEUTSCH-UNGARISCHEN
KULTURAUUSTAUSCH

GELEITET VON BÉLA PUKÁNSZKY

SZÉKLER GRENZWACHE AN DEN SÜDOSTKARPATHEN
UNGARN AUF REGENSBURGER RELIEFEN
AN DEM AUSLÄNDERKURS IN BERLIN
MIT „KRAFT DURCH FREUDE“

„ROMANTISCHES UNGARN“ IN DEUTSCHER DICHTUNG
UNGARISCHE BAUERNSTUBE IN GOSLAR

László von Bárdossy über Ungarns europäische Sendung
Ungarischer Reitergeist einst und jetzt
Kulturmorphologie der deutsch-ungarischen Schicksals-
gemeinschaft

Der Garten des Nachbarn

Gedichte von L. MÉCS und J. BARTALIS

Plattensegeschichte von D. KOSZTOLÁNYI

Kunstbeilage: Donaulandschaften von St. SZÓNYI

Bücher- und Presseschau

VERLAG DANUBIA
BUDAPEST – LEIPZIG

UNGARN

MONATSSCHRIFT
FÜR DEUTSCH-UNGARISCHEN KULTURAUUSTAUSCH
DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

Erscheint am 1. jedes Monats

Mitteilungen und Beiträge sind zu richten an den Schriftleiter:

Prof. Dr. *BÉLA PUKÁNSZKY*

Schriftleitung und Administration :
Budapest, V., Arany János-utca 1.
Fernruf: 122-261.

Sprechstunden: Dienstag bis Freitag Nachmittag 4-7.

Verlag für Ungarn:
DANUBIA, Budapest, IV., Apponyi-tér 1.

Auslieferung für das Grossdeutsche Reich:
Fr. C. FLEISCHER, Leipzig, Salomonstrasse 16.

Preis des Jahrganges für Ungarn 10 P, für Deutschland RM. 10.

Einzelheft: in Ungarn P 1.—, in Deutschland RM. 1.—.

Einzahlung der Bezugspreise in Ungarn auf Postscheckkonto Nr. 5025.

Mitglieder der Ungarisch—Deutschen Gesellschaft in Budapest erhalten die Zeitschrift gegen Entrichtung des Mitgliedsbeitrages.

UNGARISCH-DEUTSCHE GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

PRÄSIDENT:

ANDREAS VON TASNÁDI NAGY, kön. ung. Justizminister a. D.,
kön. ung. Geheimrat, Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses.

MITPRÄSIDENTEN:

GRAF TIBOR TELEKI, kön. ung. Geheimrat, Hüter der Heiligen Krone,
KOLOMAN VON SZILY, kön. ung. Geheimrat, Staatssekretär,
STEFAN VON FÁY, kön. ung. Geheimrat, Staatssekretär,
BARON BERTHOLD FEILITZSCH, kön. ung. Geheimrat, Obergespan a. d.
ALOIS KOVÁCS, Staatssekretär,
JOSEF STOLPA, Staatssekretär,
GYULA VON DARÁNYI, Universitätsprofessor.

GENERALSEKRETÄR:

Prof. *ALEXANDER VARGA VON KIBÉD*.

RECHTSANWALT:

LUDWIG V. HUSZOVSZKY, Reichstagsabgeordneter.

SEKRETÄR:

ELEMÉR V. BUÓCZ, Ministerialreferent.

SCHATZMEISTER:

KARL SZANDER, Direktor des Rechnungsamtes im Reichstag

SZÉKLER GRENZWACHE AN DEN SÜDOSTKARPATHEN

VON STEFAN RÉDVAY

Ständiger Kampf kennzeichnet die tausendjährige Vergangenheit des Ungartums. Das ungarische Schwert rostete nie in seiner Scheide. Wo immer die Fackel des Krieges entbrannte, sei es im Osten oder im Westen, das an Zahl geringe ungarische Volk war fast immer mitbeteiligt. Es schien, als würde es vom Schicksal seit den Kämpfen der Landnahme, den Kriegen des Mittelalters und der französischen Revolution bis zum Weltbrand der Jahre 1914—18 unerbittlich immer dorthin geschleudert, wo die Erde erbebt und die Geschichte mit Schwert und Blut geschrieben wurde. Die zur Leidenschaft gewordene Kampflust, Natur und Wesensart trieben es den Gefahren zu. Stets war das Ungartum eine Soldatennation gewesen, der der Kampf zum Seelenbedürfnis geworden war.

Dieser soldatische Geist des ungarischen Volkes ist naturbedingt. Die Ungarn, denen als Nachkommen kriegerischer, kampfgewohnter asiatischer Völker die Kampflust im Blute lag, liessen sich in einem stets gefährdeten Winkel Europas nieder, wo sie sich nur durch ständige Wachsamkeit und Kriegsbereitschaft behaupten konnten. Das geschlossene Becken der Karpathen, das im Anschluss an die österreichische Gebirgswelt weit nach Osten reicht, wurde zum äussersten östlichen Bollwerk der abendländischen Staaten. Die Gipfelreihe der Karpathen bildete jenen natürlichen Wall, vor dem die Menschenwellen der asiatischen Völker halt machten, um dann mit umso grösserer Wucht und Blutgier weiter zu stürmen. Dem hinter diesem Wall lebenden ungarischen Volke war in der Tat kein ruhiges Leben beschieden. Durch die Kämpfe gegen Tataren und Türken, die das Volk fast stets in Anspruch nahmen, erlitt es allerdings im Laufe der Jahrhunderte grosse Blutverluste, doch bewahrte und entwickelte es eben durch diese Kämpfe seine kriegerische Wesensart.

Den grössten Anteil an diesen Kämpfen hatten die Székler, diese uralte rassenreine ungarische Volksgruppe, die in der Nähe des siebenbürgischen Schneegebirges wohnend, immer die ersten Stösse der von Osten kommenden Angriffe auffing. Das seit *Maria Theresia* zur

Grenzwache bestimmte Volk stand von dieser Zeit an nicht nur dauernd in Waffen, sondern auch seine ganze Lebensweise wurde durch militärische Massnahmen geregelt. Es braucht wohl nicht hervorgehoben zu werden, dass dieses tapfere Soldatenvolk an dem Kampf Gefallen fand, stets mit Freude die Waffen ergriff und in den Krieg zog, besonders wenn es seine Heimat gefährdet sah, wenn es sich um den Schutz seiner Familie, seines Heimes handelte. Mit männlich harter Entschlossenheit trat es unter die Waffen, beseelt von dem heiligen Hass gegen jedermann, der ihm und seiner Rasse feindlich gegenüberstand.

Man schrieb das Jahr 1788. Die Truppen des Kaisers und Königs *Josef II.* zogen bereits im Frühjahr dem unteren Lauf der Donau zu, den Türken entgegen. Das Kriegsmaterial wurde auf der Donau auf Schiffen und Fähren aus Wien nach dem Kriegslager in Semlin befördert. In ganz Ungarn begannen die Werbungen. Die Komitate, die kaum einige Monate zuvor den willkürlichen Verordnungen Josefs II. hartnäckig Widerstand geleistet hatten, wetteiferten miteinander in der Stellung von Rekruten. Der ungarische Soldat, der in den Kriegen Maria Theresias Weltruhm erworben hatte, stand vor einer neuen Kraftprobe, die er auch jetzt wacker bestand. Er schlug den Feind, wo er ihn traf, trotzdem die Kampfweise des aus Osten kommenden Erbfeindes auch jetzt erbittert und grausam war, wie bis dahin immer. Die Gegner kannten keine Gnade. Die Türken, die von ihrer althergebrachten Kampfweise nicht lassen konnten, schlugen den Besiegten das Haupt ab. Nur die, von denen sie Lösegeld erhofften, liessen sie am Leben. Trotzdem blieb ihnen der Ungar gewachsen. Wie hoch sie den ungarischen Soldaten schätzten, ergibt sich aus den Aufzeichnungen des reformierten Predigers *Josef Keresztesy*: für einen in Gefangenschaft geratenen Walachen genügten acht Groschen, das Lösegeld eines ungarischen Infanteristen betrug drei, das eines Husaren zehn Gulden.

Allein diesmal half auch der ungarische Heldenmut nicht. Der Kriegszug, den die Monarchie mit Russland vereint gegen die Türkei unternahm, blieb gleichsam erfolglos. *Josef II.* war kein guter Feldherr. Auch die alten österreichischen Generale schienen ihrer Aufgabe nicht gewachsen. Die grossangelegten Offensiven stockten und die Armee der Monarchie war gezwungen, sich auf die Verteidigung zu verlegen. Im Jahre 1788, dem ersten Kriegsjahr des Feldzuges verteidigten neben walachischen Truppen grösstenteils ungarische Armeen Siebenbürgen, unter denen sich zwei Székler Infanterie- und zwei Husarenregimenter befanden.

Beim Vulkanpass standen ungarische und walachische Truppen unter dem Kommando des Obersten Paul *Kray*. Der erste nennenswerte, stärkere Angriff gegen die Stellungen bei Petrozsén erfolgte am Vormittag des 10. Mai. Der Pass wurde plötzlich von türkischen Reitern überflutet, die aus der Erde zu wachsen schienen. In sausendem Galopp kamen sie daher, setzten über die „spanischen Reiter“ vor den Stellungen und überrumpelten die erste Verteidigungslinie der walachischen Grenzwächter, so dass Oberst *Kray* gezwungen war, sich mit seinen Truppen zurückzuziehen. Dann griffen die Türken auch die neuen Verteidigungslinien an. Der Schwerpunkt des Angriffes war gegen die Mitte und den rechten Flügel gerichtet. Trotz einer Umgruppierung seiner Streitkräfte konnte *Kray* der drohenden Gefahr nicht vorbeugen und der rechte Flügel wich unter dem stürmischen Andrang der Türken zurück. Das Katastrophale der Lage wurde dadurch noch gesteigert, dass die den fliehenden Walachen folgenden Türken hinter die Verteidigungslinien gerieten. In diesen Augenblicken der höchsten Not schickte *Kray* ein ungarisches Infanterieregiment und zwei Husarenabteilungen an die gefährdete Stelle. Die Husaren griffen dann unter Führung des Oberleutnants *Révay* und des Leutnants *Radnótfáy* mit verhängten Zügeln die Türken von der Seite an. Die echt ungarische Husarenart wirkte auf die Türken verblüffend, so dass sie nach kurzem Kampf die Flucht ergriffen.

Am 15. Mai erschienen die Türken zum zweitenmal am Fusse des Vulkangebirges. Sie drangen in das Tal der Zsil und gingen ihrer Gewohnheit gemäss sofort zum Angriff über. Den ersten Sturm hielten die beiden in den Stauanlagen liegenden ungarischen Kompagnien auf. Die Männer des *Alvinczi-Regimentes* mit himmelblauem und die des *Orosz-Regimentes* mit gelbem Umschlag stellten ein erhebendes Beispiel männlicher Einsatzbereitschaft. Sie kämpften bis zum letzten Mann, ohne ihren Platz zu verlassen.

Von den Verteidigungskämpfen der Törzburger Enge ist die Schlacht des 26. August nennenswert. Eine aus etwa 4000 Reitern und 2500 Infanteristen bestehende türkische Truppe griff die in der Enge liegenden Verteidigungsstellungen an, die sieben ungarische und drei rumänische Kompagnien besetzt hielten. Der Kommandant der Besatzung, Oberst *Mayersheim* stellte seine Mannschaft so auf, dass die bedrohten beiden Flügel von Ungarn verteidigt wurden, während die Rumänen die Mitte halten sollten. Um sieben Uhr früh begann der Sturm der Türken gegen die beiden Flügel. Die ungarischen Regimenter kämpften heldenmütig und trieben nach zweistündigem Kampf den Feind in aufgelösten Reihen vor sich zurück. Nur eine kleine

Gruppe hielt sich zäh und wollte nicht weichen. Diese hartnäckig kämpfenden Türken wandten sich der Mitte zu. Der Zufall wollte es, dass sie gerade jene Abteilung angriffen, deren Kommandant, — ein feiger Offizier — als er an der Hand leicht verwundet wurde, erschreck und die Flucht ergriff. In unordentlichen Reihen folgten seine Leute hinterdrein. Um die Flüchtlinge aufzuhalten, befahl der Kommandant, der die Gefahr rechtzeitig bemerkte, den Vorstoss des Ersatzregimentes. Gleichzeitig warf sich auch Karl Ott, Oberstleutnant bei den Husaren vom linken Flügel zwischen die flüchtenden Rumänen, um sie aufzuhalten und zu sammeln. Doch wie es im damals erscheinenden *Magyar Kurir* („Ungarischen Kurier“) zu lesen ist, war es bereits unmöglich, die in der Flucht ihr Heil suchenden Rumänen aufzuhalten. Alle waren bemüht, die seitwärts, beim Adlerwappen liegende Schanze zu erreichen. Vergeblich waren die Bemühungen sowohl des Obersten als auch des Oberstleutnants die Leute wenigstens hier aufzuhalten. In wenigen Augenblicken war kein einziger Rumäne mehr zu sehen, alle waren im Walde verschwunden.

Die Enge von Tömös wurde von zwei Kompagnien des 2. Székler Grenzwachregimentes unter der Führung des Hauptmannes *Baron Rauber* verteidigt. Er löste seine Aufgabe so, dass er das auf rumänischem Boden vor dem Eingang des Passes liegende Kloster Sinaia besetzte. Dieses lag westlich vom heutigen Städtchen Sinaia auf einem, gegen den Prahova-Bach steil abfallenden Bergrücken. Es war ein viereckiges, steinernes Gebäude mit Türmen ohne Fenster, mit in Stein gehauenen Schiesscharten unter dem Holzdach und einem ganz kleinen Hof. Am Morgen des 24. März erschien eine etwa 2500 Mann zählende türkische Schar in der Nähe des Klosters, die sofort ihre Vorbereitungen zur Belagerung traf. Nun begann für die kleine Besatzung ein Kampf auf Leben und Tod gegen den zehnfach überlegenen Feind. Todesmutig kämpften die Székler Grenzwächter. Kein einziger Schuss, der von den Schiesscharten abgegeben wurde, verfehlte sein Ziel. Die Standhaftigkeit der Besatzung erbitterte den Führer der Türken. Nach den Berichten der zeitgenössischen Historiker schlug der türkische Pascha, im Rücken seiner Truppen stehend, sämtliche Soldaten eigenhändig nieder, die auch nur einen Schritt zurückwichen. Die Erbitterung der Türken ging so weit, dass sie die Schanze, aus der sie den Angriff durchführten, mit den Leichen ihrer eigenen Leute füllten, nur um das Kloster einnehmen zu können.

Als die Türken sahen, dass die Székler sich nicht ergeben wollten, zündeten sie das Holzdach des Klosters mit auf lange Stangen befestigten Brandfackeln an, so dass es bald lichterloh brannte. An das

Löschen des Feuers war wegen Wassermangel nicht zu denken, da das Kloster nur einen seichten Brunnen hatte. Nachmittag gegen drei Uhr stürzte der Glockenturm in den kaum einige Schritte breiten Hof. Auch das brennende Dach konnte jeden Augenblick auf die Besetzung stürzen. Die Székler schienen ohne Ausnahme dem Tode verfallen. Sie waren sich dessen mit jener eisigen Entschlossenheit bewusst, die in gewisser Todesnähe die Seele jedes Soldaten erfüllt. In diesen Augenblicken gab es keinen anderen Gedanken, als den felsenfesten Willen, das Leben so teuer als möglich zu opfern, dem Feind noch möglichst grossen Schaden zuzufügen.

Was wohl mochte den Székler Grenzwächtern in diesen entscheidenden Schicksalsstunden, in sicherer Todesnähe die übermenschliche Kraft zu geben? Gewiss war es nicht mehr nur Pflichtgefühl, sondern etwas Höheres, Erhabeneres, das die Hände unter dem lodernden Dach nicht zittern liess, so dass jeder Schuss sicher traf. Diese Kraft strömte ihnen aus den kleinen Dörfern von Háromszék und Udvarhely zu. Zwei Stunden hielten sich noch die Székler unter dem Kommando des deutschen Offiziers, zwei lange, fürchterliche Stunden. Da geschah das Wunder. Gegen fünf Uhr nachmittag ging den Türken die Munition aus; sie gaben die Belagerung auf. Schnell und unerwartet, wie sie gekommen waren, verliessen sie den Schauplatz des Kampfes. Mehr als dreihundert Leichen blieben um das Kloster zurück. Die Székler hatten 27 Tote und 32 Verwundete.

Beim Pass der „Alten Schanze“ erschienen die Türken am 19. Juli. An diesem Morgen gegen neun Uhr war eine Schar von 4000 Reitern und 600 Fussvolk im Tale der Doftana in nördlicher Richtung auf dem Wege. Sie teilten sich in der Nähe der Verteidigungsstellungen in zwei Kolonnen. Die eine Hälfte der Truppen blieb auf dem Weg, die andere drang in die westlichen Wälder ein, um den rechten Flügel des Gegners zu hintergehen.

Der Kommandant der Verteidigungsstellungen liess, die Absicht der Türken durchschauend, die Székler Husaren als Ersatz zurück und befahl die Besetzung des zu rechter Hand der Stellungen liegenden Hügelabhanges durch eine ungarische Infanteriekompagnie unter Führung des Hauptmanns *Csukás*. Um zehn Uhr begann der wilde, drei Stunden dauernde Sturm der Türken. Dem heftigsten Angriff hatte die Sicherung des rechten Flügels standzuhalten. Hier war die Übermacht der Türken so gross, dass sich *Csukás* gezwungen sah, sich mit seinen Truppen in das Tal zurückzuziehen. Doch wurde er von den verfolgenden Türken immer weiter zurückgedrängt. Die ungarische Kompagnie wandte sich bei einer Anhöhe wieder dem Feinde zu. Plötz-

lich hörte das türkische Kanonenfeuer auf. Auch der Angriff stockte. Dies war der geeignete Augenblick zum Eingriff. Der österreichische Kommandant der Besatzung zögerte. Zum Glück begannen die Husaren und Infanteristen der Kompagnie Csukás ungeduldig zu werden und gingen, ohne vorher einen Befehl abzuwarten, zum Gegenangriff über. „Als die Unsrigen sahen, dass die türkischen Kanonen das Feuer einstellten und die Feuerpause den Feind verwirrte, machten sich die Székler Infanteristen und Reiter auf und kamen hinter den Schanzen hervor, um sich auf den Feind zu werfen, da es gerade jetzt an der Zeit dazu war“, — heisst es in dem zeitgenössischen Bericht.

Johann Petrik führte die Husaren der Grenzwaiche zum Sturm. Den voranstürmenden ungarischen Reitern folgte das Dragonerregiment „Savoya“ unter Führung des Oberleutnants *Grafen von Eichelburg*. Die beiden Reitertruppen überfielen den Gegner, nahmen die Kanonen zurück und retteten die Gefangenen.

Der zeitgenössische Kriegsbericht hebt vor allem die Tapferkeit des *Grafen von Eichelburg* und folgender Ungarn hervor: Hauptmann Csukás, Leutnant *Eperjessy*, Oberleutnant *Petrik* und den Székler Husaren *Ádám Gál*. Dieser schlug einen türkischen Bajaktar nieder und erbeutete seine Fahne.

Der Verlust der Türken betrug 180 Tote, der der Verteidigungstruppe mit den Verwundeten und Verschollenen 4 Offiziere und 115 Mann. Unter den 73 Toten befanden sich auch zwei ungarische Offiziere: Leutnant *Eperjessy* und Fähnrich *Irinyi*. Sie wurden von den Türken gefangen genommen, die sie enthaupteten.

Der Pass von Bodza wurde unter dem Kommando des Majors *Ernst* neben anderen Truppen auch von zwei Kompagnien des 2. Székler Grenzwachtregimentes verteidigt. Die Kompagnien waren hintereinander aufgestellt. Am Morgen des 13. Juni erfolgte der Angriff der etwa 4000 Mann zählenden Türken gegen die Székler der ersten Linie. Der von allen Seiten auf einmal erfolgte Anprall war so stark, und wurde von einer so grossen Übermacht durchgeführt, dass die Székler ihn nicht aufhalten konnten und nach schweren Verlusten gezwungen waren, sich in das Tal des Bodza-Baches zurückzuziehen. Unglücklicherweise verhinderte ein Sumpf ihren geordneten Rückzug. Sie wurden von den Türken umzingelt und erbarmungslos niedergemetzelt. Kaum einige kamen mit dem Leben davon. Die Székler Husaren des Hauptmannes *Ludwig Dániel* und des Oberleutnants *Benkő* verhinderten dann das weitere Vordringen des Feindes.

Den Türken gelang es nicht, in das Innere Siebenbürgens einzudringen. Aber es musste dafür ein hoher Preis gezahlt werden. Die

Leichen von 153 Grenzwächtern lagen auf dem Felde. Wie ein Lauf-
feuer verbreitete sich die Nachricht von der unglückseligen Schlacht
in den Siedlungen und Dörfern der Gegend. Am Vormittag des näch-
sten Tages kamen die Leute aus den Dörfern von Háromszék und
Udvarhely in langen Reihen nach dem engen Tal der Bodza. Am Wald-
rand der Berghänge stiegen einfache Székler Frauen und ernste Män-
ner mit ihren Kindern von den Wagen. Viele hatten Särge mitgebracht.
Ein fürchterliches Bild bot sich ihnen: von den vielen, auf der blumi-
gen Wiese herumliegenden Grenzwächtern in blauen Hosen und
weissen Jacken konnten sie keinen einzigen erkennen. Die Türken
hatten ihrer Gewohnheit gemäss den Gefallenen die Köpfe abgeschnit-
ten und mitgenommen. Herzerreissendes Weinen erschütterte die
Stille des in sommerlichem Glanz liegenden Tales. Weinend und jam-
mernd gingen die Székler Frauen zwischen den Gefallenen umher und
suchten in den Rocktaschen nach bekannten Gegenständen, um daran
ihre Lieben zu erkennen. Ein zeitgenössischer Bericht schildert den
erschütternden Vorfall folgendermassen: „Frauen, Kinder, Bekannte
und Verwandte der in der unglücklichen Schlacht im Bodzaer Pass
gefallenen Székler versammelten sich alle an der Stelle des Kampfes,
um ihre geliebten Gefallenen im Tode noch einmal zu sehen, zu be-
weinen und sie dann selbst zu beerdigen. Doch niemand von ihnen
konnte den Vater, Gemahl oder Verwandten finden, da alle ohne Haupt
und im gleichen Kriegsanszug waren. Wer könnte das Weinen der
Frauen und Mädchen beschreiben? Einige brachten sogar den Sarg mit,
doch durfte niemand darin begraben werden, da es die Kriegsgesetze
nicht erlaubten; alle wurden auf die übliche Weise beerdigt.“

Den Pass von Ojtoz schützte ein Teil des 1. Székler Grenzwacht-
regimentes. Die Székler erwarteten hier die Türken in dem mit Baum-
stämmen verrammelten, mit Barrikaden und Schanzen befestigten Pass.

Das mit Steigeisen ausgerüstete, 6000 Mann zählende türkische
Heer, das mehrere hundert ausgehungerte Fleischerhunde begleiteten,
lagerte am 26. August neben Grozesti und erreichte am 31. die vom
Ojtoz-Pass kaum einige Kilometer weit liegende Ortschaft Sósmező.
Tags darauf, den 1. September begann der erbitterte Angriff gegen die
Besatzung des Passes. Ungeachtet des heftigen Feuers, das sie empfang,
näherten sich die Türken der Barrikade, hinter der sie, die Barrikade als
geeignete Deckung benutzend, das Feuer eröffneten, während die nach-
folgenden Truppen mit Todesverachtung weiter vordrangen. Gleich-
zeitig stiegen viele an den Berghängen des Passes empor, so dass sich
die Besatzung plötzlich von allen Seiten vom Feinde umringt sah. Ein
lebendiger Ring halbnackter, wilder Türken und ausgehungert Hunde

umschloss sie. Andere Soldaten hätte das erschreckende Bild aufs Knie gezwungen. Nicht so die Székler, die aus ganz anderem Holz geschnitten waren. Jeden beseelte der Gedanke, sein Leben ja nicht billig zu lassen. Mit Gewehren, Säbeln und Bajonetten wurde gekämpft. Viele gab es unter den Székeln, die drei und mehr Türken getötet hatten. Drei ganze Stunden dauerte das Gemetzel. Dann ereignete sich etwas ganz Unerwartetes: das Häuflein der noch am Leben gebliebenen Verteidiger erhob sich hinter den Barrikaden und Schanzen und schritt langsam dem nahen Berghang zu. Von Felsen zu Felsen, Schritt für Schritt kämpfend und blutend schlugen sich die Székler einen Weg durch den Ring der Türken.

Die im Pass zurückgebliebene, den Rückzug deckende kleine Truppe unterlag natürlich der türkischen Übermacht, nicht ohne vorher erschütternde Beispiele des Opfermutes und der Kameradschaft geliefert zu haben. Johannes *Máté*, der drei Türken getötet hatte, ermunterte ununterbrochen seine Leute. Korporal Albert *Bogyó* rettete, sein Leben aufs Spiel setzend, einen Feldwebel. Der Gefreite Johann *Pál*, der dicht hinter der Pfahlenreihe stand, stach drei Türken nieder und verwundete fünf andere. Da sein Bajonett im Nacken des letzten Türken stecken blieb, wurde auch er verwundet. Stephan *Péter* tötete vier Türken, die sich auf seinen Hauptmann geworfen hatten.

*

Anderthalb Jahrhunderte vergingen, seitdem die Vorfahren unserer Székler die Übergänge des siebenbürgischen Schneegebirges mit dem Opfermut des ungarischen Soldaten verteidigten. Sie kämpften gegen die vielfache Übermacht mit dem Einsatz all ihrer Kräfte und starben, wenn es sein musste, eines schlichten Heldentodes. Sie opfereten ihr Leben für ihr Vaterland, gaben es mit rührender Schlichtheit und Selbstverständlichkeit, wie man ein geringfügiges Geschenk gibt. Wir nahmen es an und schulden ihnen Dank dafür; so verlangt es die ungarische Ehre und das zum Bewusstsein der Bluts- und Schicksalsgemeinschaft erwachende Gewissen der neuen ungarischen Welt. Das Gewissen, das aus vielhundertjährigem Schläfe erwachend, sich zur schmerzvollen Erkenntnis emporingt, dass ein einziger Blutstropfen seiner Rasse kostbarer ist, als alles Gold der Welt.

UNGARN AUF REGENSBURGER RELIEFEN

VON GYULA LÁSZLÓ

Die Bedeutung alter Denkmäler ist vor allem symbolisch, werden doch in ihnen Atmosphäre und Geist ihrer Entstehungszeit enthüllt, wodurch oft auch heute noch wirksame Kräfte verkörpert werden. Gerade dies hielt ich bei der Besprechung des zu behandelnden Kunstwerks vor Augen. Die Umstände aber, die zu seiner Aufdeckung führten, geben mir Gelegenheit die Anfänge einer längst erwünschten wissenschaftlichen Zusammenarbeit zu erhellen.

Die Grenzen der Kultur eines Volkes fallen gewöhnlich nicht mit den Staatsgrenzen zusammen. Die innere Dynamik der Kultur bestimmt ihren Wirkungsradius. Steht sie auf niedriger Stufe und ohne entsprechende Organisation da, so wird sie auch den eigenen volklichen Raum nicht durchdringen können; enthält sie dagegen Höheres, so wird ihr Einfluss die rassistischen Grenzen überschreiten und sich in immer weiteren Kreisen verbreiten. Diesen natürlichen Vorgang konnten selbst die starren Staatsgrenzen des neuzeitlichen Europa nicht hemmen, in der Zeit der europäischen Staatenbildung aber, als rassistisches Selbstbewusstsein und Landesgrenzen noch weniger gefestigt waren, war seine Wirkung weit überzeugender. Die Kultur Europas lässt sich in dieser Zeit mit den um einen ins Wasser geworfenen Stein entstehenden Ringen vergleichen, die einander stets überschneidend, die eigene und selbständige Form immerhin nicht einbüßen. So vermischten sich die an sich geschlossenen und unabhängigen Kulturen in der Zeit der Völkerwanderung und Gebietsabgrenzungen. Das geübte Auge vermag indessen selbst im dichtesten Netz dieser Ringe die Herkunft des einzelnen Kulturguts klar zu erkennen. Allerdings gab es auch damals Völker, deren Kultur — zwischen starken geistigen Mittelpunkten liegend — völlig in den von verschiedenen Richtungen kommenden Einflüssen aufging und so ihre Bedeutung für das damalige Kulturbild Europas einbüßte.

Wer die Vergangenheit seines Volkes erforschen will, stellt sich keine leichte Aufgabe; es gilt dabei nicht nur offensichtliche Tatsachen zu deuten, sondern sich in einem ziemlich weit ausgebreiteten Netz von Erscheinungen zurechtzufinden, dessen Fäden — wie bereits er-

wähnt — oft weit über die Staatsgrenzen hinaus verzweigt sind. Hieraus ergibt sich der Wunsch nach einer engen Zusammenarbeit der wohl verschiedene Gebiete bearbeitenden, auf diese Weise aber dennoch eng miteinander verbundenen Geschichts- und Altertumsforscher. Neben zahlreichen wertvollen Einzelarbeiten stehen besonders die nunmehr regelmässig jedes zweite Jahr stattfindenden Studienreisen der Altertumsforscher Deutschlands und der Donauländer im Dienst dieser vielverheissenden Zusammenarbeit. In Ungarn, Südslawien, zuletzt in Süddeutschland trafen sich die Forscher der benachbarten Gebiete, um 2—3 Wochen nicht nur Museen und Ausgrabungen zu besichtigen, sondern auch gemeinsame Probleme zu besprechen. Es ist zu hoffen, dass sich in der weiteren Folge aus diesen gemeinsamen Studienreisen eine Arbeitsgemeinschaft ausbilden wird, die der Geschichtsforschung sämtlicher beteiligten Völker zugute kommt.

Auf einer dieser Studienreisen wurde ich auch auf die hier zu besprechenden Reliefs aufmerksam. Im September 1937 zogen wir von Straubing bis Augsburg ungefähr die Strecke, die die ungarischen Streifzügler 1000 Jahre vorher gegangen waren. Die Veranstalter der Studienreise hatten zwar zunächst nur die Besichtigung von Denkmälern aus der Römerzeit und dem klassischen Altertum vorgesehen, doch unterliess es unser vorzüglicher Führer, Paul Reinecke nicht, unsere Aufmerksamkeit auch auf die meist auf Berghöhen errichteten Befestigungsanlagen zu lenken, die im 10. Jahrhundert zum Schutz gegen die ungarischen Streifzügler erbaut worden waren. Von den insgesamt etwa 100 befestigten Punkten sahen wir die Burgen Bogenberg, Kallmünz, Kelheim, Weltenburg, Aislingen, Schwarzenberg u. a. m. Das Alter dieser Bauten ist mit Hilfe der darin gefundenen Gefässbruchstücke zu bestimmen. Die Veröffentlichung der streng geprüften Funde wird zur genauen Festlegung des Weges der Streifzügler wesentlich beitragen, da bisher aus diesem Gebiet archäologische Denkmäler noch nicht vorliegen. Die auf diese Weise zu gewinnenden Angaben werden über nur lokal bedeutsame Fragen hinaus auch einen wesentlichen und höchst bedeutsamen Abschnitt der europäischen Kulturentwicklung erhellen.

Europa sah im 10. Jahrhundert den Kampf zweier Kulturen. Das Abendland mit seiner sesshaften, städtischen und bäuerlichen Kultur, die auch aus der völkerverbindenden Einheit des Christentums neue Kraft schöpfte, steht wieder der mächtigen und in sich geschlossenen Kultur der Reitervölker der östlichen Steppen gegenüber. Nach dem Sturz der Reiche der Hunnen und Awaren ist es das landnehmende Ungartum, das diese auf einer von der europäischen Kultur verschie-

HEIDNISCHE UNGARNREITER
AUF DEN RELIEFEN EINER KLOSTERRUINE IN REGENSBURG



OSZK

Országos Széchényi Könyvtár



OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

denen Grundlage beruhende Bildungswelt vertritt. Der Wettkampf der beiden einander gegenüberstehenden Lebensformen gipfelt naturgemäss zuerst in militärischen Auseinandersetzungen; die ungarische leichte Reiterei, die — soldatisch vorzüglich organisiert — dem langsamen Fussvolk und der schweren Reiterei des Abendlandes überlegen ist, hält ganz Europa in Schrecken und Spannung. Bald aber finden sich die abendländischen Nachbarn zurecht und brechen mit wohl vorbereitetem Widerstand die Wucht der Angriffe; die einstigen Gegner reichen sich die Hand, und bekräftigen diesen Händedruck mit der Ehe des Ungarnkönigs *Stefan des Heiligen* mit einer bayrischen Prinzessin. Stefan dem Heiligen ist es zu verdanken, dass sich das Ungartum ohne Preisgabe seiner inneren Kraft und Selbständigkeit auf die abendländischen Lebensformen umstellen konnte und so zum natürlichen kulturellen Mittelpunkt des Donaubeckens wurde. Diese Rolle des Ungartums ist noch nicht genügend erforscht. Weitere Forschungen werden jedoch gewiss bis auf Einzelheiten den Nachweis bringen und klarstellen, dass bei der Untersuchung der Kultur der Nachbarländer manches unverständlich und sinnlos erscheinen muss, wenn zur Deutung nicht auch ungarisches Kulturgut herangezogen wird. Das Gleiche gilt, wenn wir die Ausstrahlungen ungarischer Kultur nach dem Abendlande untersuchen; das Ungartum hat eben nicht nur viel Wertvolles aus der abendländischen Bildung produktiv aufgenommen und an den Osten weiter übermittelt, sondern durch seine Lebensform auch die westlichen Nachbarn in mancher Hinsicht umgestaltet (Reiterkultur, Jagd usw.).

Gerade die zu besprechenden Reliefs zeigen nun, dass dieser Prozess nicht so einfach vor sich ging, wie dies aus einer tausendjährigen Sicht gesehen scheint. Wohl vermochte die Einsicht der Führer die Gegensätze zu schlichten; indessen blieben im süddeutschen Volk und in der Volks- und Kirchenkunst noch lange Erinnerungen an die ungarischen Reiterangriffe der Zeit der Streifzüge erhalten. Beiliegende Abbildungen zeigen Reliefs, die die vier Flächen eines auf einem Säulenknäuf ruhenden Architravs schmücken. Dieser befindet sich im Museum zu Regensburg. Wissenschaftlich habe ich ihn vor kurzem in deutscher und ungarischer Sprache behandelt (*Folia Archaeologica I—II*, Budapest, 1939). Die Genehmigung verdanke ich Herrn *Dr. Boll*, Direktor des Regensburger Museums; auch Herrn *Kustos Dr. Eckes* sei für seine wertvollen Beiträge zu meiner Arbeit herzlich gedankt. Die eine Fläche des Architravs ist abgebröckelt, doch kann man sie mit Hilfe der erhaltenen Teile gut ergänzen. Auf zwei Flächen sehen wir je einen Reiter. Den entstellten und sonst kahlgeschorenen Kopf des

einen schmückt ein dreifach geflochtener Zopf. Sein enges Wams wird durch einen Gürtel zusammengehalten, sein Rock schlägt weite Falten, auf seinen Füßen trägt er Strümpfe. Den Hintergrund schmücken verzweigte Palmettenblätter. Der andere Reiter trägt einen Schild in seiner rechten Hand, den tierisch wirkenden Kopf bedecken stachelige Borsten. Seine Kleidung unterscheidet sich von der des ersten Reiters nur vom Gürtel abwärts: er trägt weite und offenbar am Knöchel zusammengebundene Hosen. Die eine Seitenfläche ist fast ganz erhalten. Die Gestalt, die hier auf einem Löwen hockt, und dessen Rachen aufreißt, ist ein genaues Ebenbild des ersten Reiters, nur die Füße sind krallenartig. Die andere Seitenfläche zeigt das Bruchstück einer Tierfigur, aus der die Pranken des Löwen gut zu ergänzen sind.

Der Architrav stammt aus der mittelalterlichen Schuttschicht in der Nähe des Schottenklosters. Sein Material zeigt jene bei Regensburg vorkommende Kalksteingattung, die bereits von den Römern bei ihren Bauten verwendet wurde. Seine grösste Breite beträgt 47, die geringste 22 cm, die Höhe dürfte — wie die Ergänzung andeutet — etwa 18 cm gewesen sein. Die kleinen Masse und die Tatsache, dass alle vier Flächen sorgfältig gemeisselt sind, lassen darauf schliessen, dass der Stein auf dem Stützpfiler eines kleinen romanischen Zwillingsfensters stehen mochte. Wahrscheinlich in einem Fenster des später niedergerissenen Klosters, in dessen Nähe er gefunden wurde. Vergleichen wir ihn mit anderen ähnlich geformten und gemeisselten süddeutschen Denkmälern, so kann als Entstehungszeit das 12. Jahrhundert angesetzt werden. Jedenfalls ist der Stein älter als die Statuen des Schottentores und es ist nicht ausgeschlossen, dass die Werkstatt, aus der dieser bäuerlich geschnittene Stein hervorging, zugleich als Lehrstätte der Bildhauer des Schottentores diene.

Die Skulpturen zeigen Züge, die aus der Entwicklung der abendländischen Kunst nicht restlos erklärt werden können. Vor allem denke ich hier an die Ausbildung der Schenkel der beiden Löwen. In der östlichen Kunst hat diese Art der Darstellung tierischer Schenkel eine lange Überlieferung und von hier wird sie wohl auch auf den Regensburger Stein gekommen sein. Auf welchem Wege, ist freilich schwer zu sagen. Durch Handel, als Beute und Geschenk kommen Gold- und Silbergegenstände, Teppiche und Waffen aus dem Osten oft in die Schatzkammern des Abendlandes, auch gemusterte Seidenstoffe und Bergkristallschnitzereien sind begehrte Artikel. Die Schätze der Awarenfürsten, die im 9. Jahrhundert nach dem Abendlande gelangten, scheinen sogar eine awarische Modenwelle mit sich gebracht zu haben, während später die Kultur des zum Christentum übergetretenen

Ungartums bleibende Eindrücke in der des Abendlandes hinterliess. Auch die über Sizilien und Spanien kommenden grossen Warenmengen verbreiten östlichen Geschmack und östliche Kunst. Später schlagen wieder die Kreuzzüge eine Brücke zwischen Europa und dem Nahen Osten. Eine von diesen zahlreichen Beziehungen dürfte das Musterbuch angeregt haben, das der Künstler des Regensburger Steines mutmasslich vor Augen hielt.

Das mittelalterliche Bildhauermaterial — soweit es mir bekannt ist — ermöglicht nur die Deutung der Szene, in der ein Mann mit dem Zopf mit einem Löwen kämpft. Wenn auch David oft auf diese Weise dargestellt wurde, so zeigt das lange Haar doch mit Sicherheit, dass es sich hier nur um Simson handeln kann. Die ganze Szene ist eine gerade Fortführung der alten Mithras-Darstellungen, jener Heiligtumschnitzereien, die den Stier-Töter Mithras zeigen. Es fragt sich nun natürlich, wie dieses klassische Erbe in die Bildhauerei des Mittelalters gelangen konnte? Die Mehrzahl der westlichen Mithras-Denkmalen kam erst in den letzten hundert Jahren zum Vorschein und es wäre auch vergeblich, solche unter den zur Verhöhnung oder Zaubersabwehr in mittelalterliche Kirchen eingebauten klassischen Denkmälern zu suchen. Ich habe darauf hingewiesen, von welchem Einfluss die nach dem Abendlande gebrachten Schätze der Awarenfürsten waren. Demnach ist es nicht ausgeschlossen, dass dieses klassische Erbe über die in der awarischen Kleinkunst verbreiteten Mithras-Herakles-Darstellungen seinen Weg wieder nach dem Westen fand. Allerdings können wir diese Frage heute noch nicht mit Sicherheit beantworten.

Die Abbildungen zeigen deutlich, dass die Gestalten auf sonst kahlgeschorenen Köpfen dreifach geflochtene Zöpfe tragen. Nur *ein* Volk konnte der Steinmetz, Bauherr, Mönch oder Bürger in Regensburg so in seiner Erinnerung behalten haben: *die heidnischen Ungarn der Zeit der Streifzüge*. Ausserdem mochte wohl in der Folgezeit mancher Mönch oder Bürger aus Regensburg als Kaufmann oder Freund Ungarn besucht haben, wo er vom „teuflischen“ *Vata* und dem Heidenaufstand der fünfziger Jahre hörte und von den kahlgeschorenen, dreifach geflochtene Zöpfe tragenden ungarischen Heiden Kunde brachte. Somit ist mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, dass in der Sprache des späteren Mittelalters für Kirche und Bürgertum Zopf und geschorener Kopf sinnbildlich gleichbedeutend wurde mit dem gegen das Christentum kämpfenden Teufel — kurz dem Heidentum. Die bei den abendländischen Völkern ungewohnte Gesichts- und Körperform der

Ungarn konnte leicht auch mit den in entstellter Form nach dem Westen gelangten Sagen in Zusammenhang gebracht werden, nach denen die Ahnen der Ungarn heilige Tiere gewesen sein sollten. Darüber hinaus aber waren solche Darstellungen — wie dies die tierköpfigen Gestalten der wiederholt erwähnten awarischen Kunstwerke bezeugen — auch sonst nicht unbekannt. Auf diese Weise entstand also das Bild, das sich der abendländische Mensch des Mittelalters vom heidnischen Ungarn bildete; auch die ungarischen Chronisten schilderten die Mongolen der Tatarenzüge in gleicher Weise. Dies erklärt nun, warum der Künstler auf dem Regensburger Stein den Ungarn Tierköpfe gab. Ähnlich ging auch der Meister vor, der die Mosaiken des Doms in Cremona zusammenfügte: vom tierköpfigen Haupt seines Gladiators hängt ein langer Zopf herab. Noch eindeutiger wird unsere Schlussfolgerung, wenn wir bemerken, dass der Kopf der anderen Gestalt des Regensburger Steines strahlenförmig mit stacheligen Borsten bedeckt ist, und hinzunehmen, dass *Herrad von Landsberg* in seinem *Hortus deliciarum* den Teufel mit der gleichen Haartracht darstellt.

Zur Trachtengeschichte geben die Reliefs wenig neues; der Meister stellte nur Kleidungsstücke dar, die unter französischem Einfluss in der süddeutschen Bildhauerei üblich waren. Nur im Gewand des Schildträgers versucht er offenbar eine Kleidung von östlichem Schnitt zu gestalten. Die weite, unten zusammengehaltene Hose ist nämlich aus persischen Reliefs wohlbekannt, was wieder dafür zeugt, dass wir den Einfluss der östlichen Kunst nicht ausser Acht lassen dürfen.

Die Deutung des Regensburger Architravs gibt ein klares Bild von dem einleitend erwähnten weitverzweigten Netz von Einflüssen. Das Relief ist ein echt süddeutsches Kunstwerk. Seine Deutung wird aber erst möglich, wenn wir auch die östliche Kunst kennenlernen und das Bild verstehen, das sich der abendländische Mensch von der östlichen Menschenart bildete. Die Bedeutung der ganzen Reihe von Szenen zu geben, ist bis heute noch nicht gelungen. Möglicherweise stehen wir der einfachen Umformung irgendeiner Simson-Reihe gegenüber; dann sind die ungarischen Köpfe nur durch die Analogie des langen eingeflochtenen Haares in die Bilderreihe gekommen. Andererseits aber ist auch nicht ausgeschlossen, dass der Meister eine Darstellung von viel tieferer didaktischer Bedeutung geben wollte. Eines ist sicher: der Regensburger Meister ging aus einer deutschen Schule hervor. Auch in der ungarischen Forschung kommt es oft vor, dass wir Werke, die zweifellos von ungarischen Meistern herrühren, ohne Beachtung

westlicher Kunstrichtungen nicht beurteilen können. Wie wir bei den Awaren sahen, und wie dies auch zahlreiche Beispiele slawischer Herkunft bezeugen, wirken kulturelle Einflüsse niemals bloss einseitig. Wir dürfen daher mit Recht sagen, dass auch das kulturelle Gesamtbild Mitteleuropas nur unter Berücksichtigung der zentral gelegenen ungarischen Kultur richtig erfasst werden kann. Die Kulturen der einzelnen Völker Mitteleuropas entwickelten sich als Ergebnis der allerdings mit verschiedener Stärke auftretenden abendländischen und ungarischen Wechselwirkungen, zu denen erst später die Ausstrahlungen der byzantinischen Kultur auf dem Balkan hinzukommen. Die nähere Erforschung dieser gleichsam unbewussten Zusammenarbeit von Jahrhunderten wird die gegenseitige Wertschätzung und Achtung der nebeneinander lebenden Völker nur erhöhen, so dass auf diesem Gebiet der Wissenschaft, vor allem der Volksforschung, Sprachwissenschaft und Archäologie noch bedeutsame Aufgaben harren.

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

AN DEM AUSLÄNDERKURS IN BERLIN

VON VITÉZ KOLOMAN MÓRICZ von TÉCSÓ

Das *Deutsche Auslandswissenschaftliche Institut* veranstaltete vom 4. bis 18. Juni einen Kurs für Ausländer, dessen Titel „Um das neue Europa“ andeutet, mit welch bedeutsamen Fragen sich Vortragende und Hörer zu befassen hatten.

Es handelte sich um einen grosszügigen Versuch, die Öffentlichkeit in einem breit angelegten Rahmen mit den zeitgemässen Problemen und den zu ihrer Lösung führenden Plänen amtlich zu beschäftigen. Wir können mit Genugtuung feststellen, dass der Zeitpunkt hiezu äusserst richtig gewählt wurde. Die riesigen, umwälzenden militärischen Erfolge der Achsenmächte liessen in allen europäischen Völkern die grosse Frage offen: „Wie wird sich das neue Europa nach dem gegenwärtigen Kriege formen, welche Grundsätze und Pläne werden es neugestalten?“

Die öffentliche Meinung Europas — in erster Reihe jene Kreise, die sich sowohl beruflich als auch wissenschaftlich mit den Beziehungen des internationalen Lebens, mit der Gestaltung der zwischenstaatlichen Verhältnisse befassen — erhielten im Laufe dieses Kurses in prinzipieller, politischer, wirtschaftlicher, volklicher und kultureller Hinsicht aufschlussreiche Erörterungen.

Die göttliche Vorsehung wollte es, dass gleichsam als Rahmen, gleichsam als höchste sittliche Rechtfertigung der neuordnenden Tendenz der Achsenmächte, einige Tage nach dem Schluss des Kurses der grosse Befreiungskrieg Europas gegen die Gefahr des asiatisch-tierischen Bolschewismus begann. In diesem „Lager Europa“ an der Ostfront, von Finnland bis zum Schwarzen Meere, sehen wir manche der europäischen Nationen, deren Söhne auch in den Hörsälen des Auslandswissenschaftlichen Instituts den Ideen des Neuen Europa lauschten. Fast alle sind jetzt im „Lager Europa“, vereint im Gedanken der Verteidigung europäischer Kulturwerte, einig im Glauben an die europäische Sendung des weisen Menschen, der echten, ungefälschten, uralten Kultur „Europas“.

Um auf den Rahmen des Kurses „Um das neue Europa“ zurückzukommen, sei gleich mit Anerkennung festgestellt, dass die ganze geistige Einstellung der Vortragsfolge sehr glücklich gewählt wurde.

Die zu behandelnden Fragen, die einzelnen Vorträge wiesen in drei Richtungen:

I. Probleme, die zu einer Neuordnung hindrängen,

II. Geist, aus dem an die Neuordnung herangegangen wird,

III. Möglichkeit der praktischen Zusammenarbeit, der praktischen Lösungen.

Diese Gruppierung gab den einzelnen Vorträgen von Anfang an eine bestimmte Note. Man erkannte sofort, in welche der drei Richtungen der Vortrag einzureihen sei; andererseits fand man — gerade durch die Betonung dieser drei Richtungen — stets den notwendigen Zusammenhang zwischen Problemen und Ideen, zwischen Geschichte und Gegenwart und den daraus sich ergebenden Folgerungen; schliesslich zwischen Plänen der Gegenwart und den Möglichkeiten der künftigen Entwicklung.

Von ungarischer Seite brachte man dem Kurse ein äusserst lebhaftes Interesse entgegen. Kein Wunder, da Ungarn die erste Mittelmacht war, die sich dem Dreierpakt anschloss, und als Revisionsmacht erster Prägung, als geographisches und politisches Bindeglied in und neben der Achse sämtlichen Phasen der Weiterentwicklung der Achsenpolitik mit höchstem Interesse entgegenblickt.

Ungarn war an dem Kurse mit 25 Hörern vertreten, nebst den Holländern, die am stärksten vertretene Nation unter den Teilnehmern der 38 verschiedenen Länder. Unter den ungarischen Hörern befanden sich Beamte des Ministerpräsidiums, des Aussen-, Justiz-, Handels-, Gewerbe- und Unterrichtsministeriums, der Ungarischen Nationalbank, 4 Mitglieder der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft, ein Vertreter der Zeitschrift *Ungarn* u. a. m.

Die *Ungarische Aussenpolitische Gesellschaft* entsandte unter Führung ihres Vizepräsidenten — des Verfassers dieses Aufsatzes — 10 Mitglieder ihrer Jugendgruppe, die sich der diplomatischen Laufbahn oder dem Studium der Auslandswissenschaften widmen. Damit war das Interesse und die freundschaftliche Anteilnahme, mit der man sich in Ungarn nicht nur der Achsenpolitik im allgemeinen, sondern auch ihrer höchsten Herauskristallisierung, der *Neuordnung Europas* zuwendet, besonders betont. Dieses Interesse tat sich aber auch in der regen Mitarbeit der ungarischen Hörer des Kurses kund. Den Vorträgen folgte stets eine eingehende Aussprache. Am öftesten wurden vielleicht von ungarischer Seite Fragen gestellt, Fragen, die im weitgehenden Zusammenhange mit dem Problemenkreis des Vortrages oder mit seinen Folgerungen standen. Diese Fragen kamen stets von Freundesseite und hatten den Zweck, sämtliche Probleme im Rahmen der Aussprache möglichst klar zu beleuchten, damit wir ein eindeutiges, klares und richtiges Bild mit uns heimbringen mögen von alledem, was im Rahmen des Kurses an Plänen für die Zukunft oder an Leistungen des nationalsozialistischen Deutschland geboten wurde.

Werfen wir einen zusammenfassenden Blick auf die Vortragsfolge, indem wir die einzelnen Vorträge nicht chronologisch, sondern dem Thema nach in den oben erwähnten drei Richtungen gruppieren.

I. Probleme, die zu einer Neuordnung hindrängen:

1. Prof. *Lenz*, Direktor des Instituts für Rassenhygiene: „Die biologische Entwicklung der europäischen Völker“. 2. Oberstleutnant *Soldan*: „Die Auswirkungen der Entwicklung der modernen Kriegsführung auf die

europäische Politik“. 3. General der Artillerie Z. V. von Metzsch: „Über den Balkankrieg“. 4. Prof. Dr. von Broucken-Fock, den Haag: „Überwindung des bürgerlichen Zeitalters“. 5. Oberbefehlshaber der NSDAP, Klaus Selzner: „Die Einordnung des Arbeiters in die Volksgemeinschaft“. 6. Staatssekretär Syrup, Reichsarbeitsministerium: „Intereuropäischer Arbeiteraustausch“. 7. Professor Dr. Schönemann: „Europa und die angelsächsische Welt“.

II. Geist, aus dem an die Neuordnung herangegangen wird:

1. Prof. Dr. Six, Präsident des Deutschen Auslandswissenschaftlichen Instituts: „Historische Voraussetzung der Wandlung des europäischen Kontinents“. 2. Prof. Dr. Pfeffer: „Parlamentarismus oder Führungsprinzip“. 3. Ministerialrat Dr. Ziegler, Propagandaministerium: „Der Ordnungsgedanke in der europäischen Geschichte“. 4. Gesandter Dr. Paul Schmidt, Presseabteilung des Auswärtigen Amtes: „Die Etappen der nationalsozialistischen Aussenpolitik um die europäische Neuordnung“. 5. Oberregierungsrat Dr. H. Scurla: „Die wissenschaftliche Zusammenarbeit der Völker“. 6. Prof. Dr. Prinzing: „Die Achse als Grundlage der europäischen Politik“. 7. Staatsrat Dr. Conti, Reichsgesundheitsführer: „Gegenwartsprobleme der Volksgesundheit“. 8. Prof. Dr. Kinkelin, Reichsnährstand: „Die Bedeutung des Bauerntums für die europäische Kultur“.

III. Möglichkeiten der praktischen Lösungen und der praktischen Zusammenarbeit:

1. Prof. Dr. von Loesch: „Die Völker und Europas Neuordnung“. 2. Prof. Dr. Lo Verde, Rom, Universität: „Der Begriff der Souveränität“. 3. Reichsbankdirektor Dr. Eicke: „Der Weg der grossdeutschen Aussenwirtschaft“. 4. Gesandter Clodius, Auswärtiges Amt: „Wege der neuen europäischen Handelspolitik“. 5. Prof. Dr. Kiesewetter: „Problem einer planvollen europäischen Rohstoff- und Industriewirtschaft“. 6. Botschafter z. V. von Hassel: „Deutschlands wirtschaftliche Interessen und Aufgaben in Südosteuropa“. 7. Axel Seeberg, Leiter des Kurses: „Wege des Kennenlernens der europäischen Völker“. 8. SS. Brigadeführer Greifelt: „Umsiedlung als Beitrag zu einer europäischen Neuordnung“.

Eine recht stattliche Reihe von Vorträgen, die die aktuellsten und fesselndsten Probleme der Völker des gegenwärtigen Europa behandeln.

Es wäre müssig zu versuchen, hier auch nur ein annähernd zusammenfassendes Bild über das Gesagte und Besprochene zu bieten, da die 23 Vorträge — in knapper, schlagwortartiger Form notiert — einen Band von mehr als 200 Seiten füllen. Wir können uns nur darauf beschränken, hier einige Zitate aus den Vorträgen zu bringen, die in Ungarn gewiss grossen Anklang, Beachtung und Zustimmung finden werden.

Zu Gruppe I.:

1. „Die biologische Entwicklung der europäischen Völker“:

„Wir benötigen unbedingt ein friedliches Europa zur Erhaltung des klassischen Erbgutes der Völker. Die Erhaltung und Hebung der biologi-

schen Qualität bedingt die Erhaltung und Hebung der Sippe, der Familie. Hiezu führt ein Weg, der die Familie als Grundlage des Volkes betrachtet und sowohl schrankenlosen Individualismus, als auch allen gleichmachenden Kollektivismus ablehnt...“

2. „Die Auswirkungen der Entwicklung der modernen Kriegsführung auf die europäische Politik“:

„Der Weltkrieg 1914—18 fiel aus der Rolle, mit allem, was er auf militärischem Gebiet bedeutete. Man konnte seine Phasen nicht in die normale Tendenz der Entwicklung der Kriegsgeschichte einordnen. Im heutigen Krieg jedoch gab der Motor die Möglichkeit dem Soldaten, seine hochentwickelten Feuerwaffen am raschesten und immer dorthin zu bringen, wo sie am ehesten gebraucht wurden. Um aber die Erfolge voll auswerten zu können, gehörte noch hiezu der feste Glaube des Soldaten, dass er jedem Feind gewachsen sei.“

Zu Gruppe II.:

1. „Historische Voraussetzung der Wandlung des europäischen Kontinents“:

„Die Verantwortung für die Zukunft Europas lastet auf Deutschland. Europa hat eine geschichtliche Sendung für die Menschheit, die Deutschen glauben an ihr. Die europäischen Völker, die das heutige politische Antlitz der Welt schufen, benötigen ihren freien Lebensraum. Ein europäischer Universalismus könnte aber nur die Verkümmerng des wahren Europa herbeiführen, denn die Vielheit des völkischen Europa macht eben seine Eigenart aus“.

2. „Parlamentarismus oder Führungsprinzip“:

„Die deutschen Friedensziele: a) Lebensraum für das deutsche Volk und seine Nachbarn, b) Die Schaffung aller Voraussetzungen zu einem dauerhaften Frieden.“

„Der Gegensatz des heutigen Krieges richtet sich nicht gegen das Verfassungssystem Englands, sondern gegen die Träger des Systems, gegen seine gegenwärtigen Nutzniesser. Denn hinter dem Verfassungsrecht steht der Machtanspruch einer bestimmten Schicht, deren Wahlspruch auf ausenpolitischem Gebiete seit Palmerston (1847) das Gleiche geblieben ist. Es ist unsere Aufgabe, den Marsch der europäischen Völker zu lenken und zu dirigieren.“

4. „Die Etappen der nationalsozialistischen Aussenpolitik im Kampf um die europäische Neuordnung“.

„Es kommt bei einer europäischen Politik darauf an, die Sonderwünsche der einzelnen Völker in Einklang zu bringen mit dem gemeinsamen Wunsch in Frieden und Zufriedenheit zu leben. — Zuerst muss man die Räume ordnen, dann sich über den Geist einigen, der in den Räumen herrschen soll. Lebensraum ist der nationale Raum eines Volkes plus jene Räume, die ein Volk, unbeschadet dem allgemeinen Interesse, zu

einem gesicherten Leben benötigen muss. Hiezu zählt auch die machtpolitische Frage, denn die anderen Völker, die in diesem Lebensraume wohnen, müssen im Zustande der wohlwollenden Neutralität sein gegenüber der Führungsmacht. Die Neuordnung Europas muss sich auf der Grundlage gesunder Völker vollziehen. An Stelle der südosteuropäischen Unruheherde müssen geordnete Räume kommen. Deshalb sollen die Lösungen nicht nur ethnographische, sondern auch politische sein.“

Zu Gruppe III.:

1. „Die Völker und Europas Neuordnung“:

„Im bisherigen Zeitalter fehlte im zwischenstaatlichen Leben ein dem ganzen übergeordneter Rechtsbegriff.“

„Für die Mittel- und Kleinvölker ist es beruhigend, dass das deutsche Volk, das grösste in Europa, die Assimilation aus volkerhaltendem Triebe ablehnt.“

„Das neue Europa verlangt rücksichtslose Dissimilation der Juden.“

„Heute gilt das Selbstbestimmungsrecht der Völker — diesem Recht sind auch Pflichten entgegengesetzt. Die Pflicht z. B., dass keine Volkspersönlichkeit durch eine andere Abbruch erleidet.“

„Der deutschen Auffassung widerspricht die *vielvölkische Staatsstruktur* nicht, wenn nur die einzelnen Völker damit zufrieden sind.“

2. „Der Begriff der Souveränität“:

„Die Menschheit ist allzu zahlreich und zersplittert, dass man sie von einem Zentrum aus regieren könnte. Deshalb ist die Internationale Gesellschaft eine Gesellschaft mit dezentralisierter Autorität. Die Besonderheit der Völkergemeinschaft ergibt ihre besondere Subjektivität in der Rechtspersönlichkeit. Das klassische Prinzip des internationalen Rechts besteht noch immer: Der Staat ist souverän — er kann nur durch den eigenen Willen gebunden sein. Die Erhaltung seiner Existenz ist das erste souveräne Recht. Souveränität ist ein Superlativ, bedeutet aber nicht willkürliche Beziehungen zwischen den Staaten, sondern auch die Einordnung in das internationale Recht. Die Unabhängigkeit der Staaten ist ihr normaler Zustand in den Völkerrechtsnormen. Das konvergierende politische Verhalten kann hiebei durch formlose Übereinkünfte der führenden Staatsmänner und durch internationale Verträge oder durch Beitritt zu offenen Pakten gesichert werden. — Das sekuläre Problem ist: Sozialer Ausgleich und internationale Neuordnung. — Der Kommunismus steht noch immer auf Klassenstaatsbasis und hat die Differenz der Klassengegensätze nicht überwunden. — In den neueren und jüngeren nationalen Staaten ist der Zusammenhang zwischen geistigem und politischem Leben viel stärker als im früheren Staat. — Der Grossraum wird eine vorübergehende Phase sein, in der die Staaten in gegenseitige, bilaterale wirtschaftliche Bindungen eingehen, die aber der völkerrechtlichen Souveränität nicht schaden werden.“

3. „Der Weg der grossdeutschen Aussenwirtschaft“:

„Europa ist heute eine Notgemeinschaft, die Länder arbeiten alle für Deutschland. Aus dieser Notgemeinschaft heraus will Deutschland eine Lebensgemeinschaft schaffen in einem Grosswirtschaftsraum, ohne Zwang, freiwillig, damit ein blühendes, friedliches Europa entstehen soll. Deutschland will keine Diktatur errichten. Deutsche Massnahmen können auf andere Länder nicht ohne weiteres übertragen werden. — Absatz und Produktion sollen stark angekurbelt werden. Zahlungen durch ein Zentralkliring-Verrechnungswesen in Reichsmark; dies wird ein vielseitiger Zahlungsverkehr sein, der über Berlin geleitet und auf Reichsmark eingestellt wird. — Dies bedeutet aber nicht die Abschaffung der nationalen Währungen, denn dann würde das ganze deutsche System auch übertragen werden, was für die einzelnen Länder nicht vertragbar wäre. Daher soll die vollkommene wirtschaftliche Autonomie für die einzelnen Länder weiterbestehen. — Der Überseehandel wird aber zur Steigerung des Lebensstandes wieder notwendig werden.“

4. „Wege der neuen europäischen Handelspolitik“:

„Die Staaten müssen ebenso planvoll arbeiten zur Hebung ihres Wohlstandes, als die einzelnen Menschen. Nur die Gesamtheit von gesunden Volkswirtschaften kann eine gesunde Handelspolitik ergeben. Jede Handelspolitik muss als oberstes Ziel erkennen, das wirtschaftliche Niveau eines jeden Einzelnen nach Möglichkeit zu heben. Es darf aber keine ausserhalb Europa stehende Macht Europa wirtschaftlich diktieren! Europa darf nicht nur militärisch, sondern auch wirtschaftlich nicht besiegt werden. — Eine Ware darf nicht ausserhalb Europa gekauft werden, wenn sie in Europa gekauft werden kann und auch der Lieferant muss zuerst in Europa Absatz für seine Waren suchen. Hiezu gehört aber klare Preispolitik! Die Preise des Getreides dürfen z. B. nicht von der amerikanischen Spekulation abhängen. (Deutschland hat sich z. B. in einigen Verträgen verpflichtet, die Preise auch nach dem Kriege zu halten.) Man muss einen gerechten Preis für die Agrarprodukte garantieren; unter Berücksichtigung der Konkurrenz, der Produktionskosten, des Bedarfs, Gewinns, muss eine anständige menschliche Lösung gefunden werden. — Dem südosteuropäischen Bauer muss man auch garantieren, dass er seine ganze Produktion alljährlich verkaufen kann. Die Zukunft muss *europäische Handelspolitik* und *nationale Wirtschaftspolitik* bringen.“

5. „Problem einer planvollen europäischen Rohstoff- und Industriewirtschaft“:

„Grossraum umfasst einen Raum, in dem einigermaßen einheitliche politische Auffassung herrscht und nach aussen hin bestimmte Garantien angewendet werden. Grossraum Europa ist die Leistungsgemeinschaft aller in Europa lebenden Völker, die eine Gemeinschaft politisch gleichdenkender oder die politische Idee bejahender Staaten bilden und sich gegen Einflüsse raumfremder Länder einheitlich wenden. Gegenseitig be-

dingte Einordnung in die Grossraumwirtschaft, Abstimmung der Produktionskapazität unter Berücksichtigung der bodenständigen Möglichkeiten. Hier müssen die alten Industrieländer grössere Opfer bringen, denn jede nicht bodenständige Industrie muss auf die Auslandmärkte drücken. Der anorganische Ausbau solcher Industrien würde grossen Schaden bedeuten.“

8. „Die Umsiedlung als Beitrag zu einer europäischen Neuordnung“:

„Das Problem der Umsiedlung steht in engster Verbindung mit dem deutschen Freiheitskrieg und ist deshalb von grösster Bedeutung. Ostwärts von Deutschland leben mehrere Millionen Deutsche vom Volkstamme getrennt, die zum Mutterlande zurückgeführt werden sollen. Die Umsiedlung ist nicht nur eine nationale Aufgabe, sondern auch eine europäische Notwendigkeit. Das Zentrum dieser Übersiedlungstätigkeit ist Ostdeutschland, die Aufgabe ist eine zweifache: a) die Rücksiedlung der in den verschiedenen Auslandstaaten zerstreut lebenden Auslandsdeutschen, b) die Besiedlung Ost-Deutschlands mit Volksdeutschen.“

Leider fehlt uns der Raum, diese äusserst reizvolle Zitaterei fortzusetzen; doch denken wir, dass das hier Gebotene schon ein klares Bild darüber bietet, welche grosszügigen Aufgaben für die Gestaltung des neuen Europa im Laufe der Vorträge von berufenster Seite umrissen wurden.

Sämtliche Teilnehmer des Kurses, welcher Nation immer sie angehörten, waren darüber einig, dass die Vorträge verschiedene Probleme klärten, ein grosszügiges Beginnen darstellten und wenn sie auch in Einzelfragen keine bestimmten Antworten erhielten, zur Läuterung der Gesichtspunkte doch wesentlich beitrugen.

Es sei nun gestattet, einige Anregungen zu geben, die vielleicht im Interesse der weiteren Kurse berücksichtigt werden könnten:

1. *Es wäre wünschenswert, die Vortragsfolge in Zukunft zu wiederholen und die Vorträge allmählich auf das Gebiet der konkreten Fragen hinüberzuleiten.*

2. *Grösste Beachtung wäre dann der Ausarbeitung von Einzelfragen, hauptsächlich betreffs der praktischen Lösungsmöglichkeiten und der praktischen Zusammenarbeit zu widmen.*

3. *Es würde gewiss allseits mit grösster Freude begrüsst werden, wenn nicht nur im Laufe der Aussprachen, die den einzelnen Vorträgen folgen, den Hörern Gelegenheit zu Fragestellungen oder zu Meinungsäusserungen geboten würde, sondern darüber hinaus besondere Diskussionen stattfänden. Konkrete und in übersichtlicher Form dargebrachte Stellungnahmen und Gedankengänge der einzelnen europäischen Völker würden zur möglichst vollkommenen Ausarbeitung des Systems des „neuen Europa“ erheblich beitragen.*

Schliesslich möchte ich mit Freude die Gelegenheit ergreifen, um hier von ungarischer Seite unseren besten Dank zum Ausdruck zu bringen, für die umsichtige Leitung des Kurses, für die aufschlussreichen Vorträge und für die freundliche und kameradschaftliche Aufnahme, die uns in Berlin

zuteil wurde. Besonders gilt unser Dank dem Leiter des Kurses, Herrn Axel Seeberg und seinem Mitarbeiterstabe, den Herren Vortragenden aus dem *Auswärtigen Amte*, vom *Deutschen Auslandswissenschaftlichen Institut* und von anderen amtlichen Stellen.

Endlich, aber nicht zuletzt, gilt unser wärmster Dank der Leitung der *Deutsch-Ungarischen Gesellschaft* in Berlin, insbesondere Herrn Vizeadmiral Freiherrn v. Freyberg, dem Vizepräsidenten der Gesellschaft für die äusserst liebevolle und freundschaftliche Aufnahme, durch die die ungarische Gruppe in Berlin beehrt und während ihres ganzen Aufenthaltes in der Reichshauptstadt betreut wurde.

Wir Ungarn kamen nach Deutschland zum altbewährten Freund, mit dem uns tausend Bande der mitteleuropäischen Schicksalsgemeinschaft verbinden und mit dem wir gemeinsam unter der Unbill und Ungerechtigkeit des Versailler Friedenssystems zu leiden hatten. Zum Schicksalsgenossen, mit dem wir uns gemeinsam aus den Klauen dieses Systems befreit haben und heute, — wie im Weltkriege 1914—18 — Schulter an Schulter gegen den gemeinsamen russischen Erbfeind kämpfen.

OSZK

Nemzeti Széchenyi Könyvtár

MIT „KRAFT DURCH FREUDE“

HAMBURG-NEAPEL

VON ANTON PAPP

Anfang Mai 1938 erhielt ich die Einladung vom Präsidenten des *Internationalen Zentralbüros Freude und Arbeit*, Reichsorganisationsleiter Dr. Robert Ley zur 4. Reichstagung der Nationalsozialistischen Gemeinschaft *Kraft durch Freude* und zur anschliessenden Fahrt des KdF.-Schiffes „Wilhelm Gustloff“ von Hamburg nach Neapel. Ich nahm die Einladung — die mir die Möglichkeit gab in die Sozialpolitik des neuen Deutschland unmittelbar Einblick zu gewinnen — dankbar an, und habe so die unvergesslichen Tage der Tagung und der Fahrt vom 9—25. Juni 1938 mit den deutschen Urlaubern miterlebt.

Ich trat die Fahrt nicht unvorbereitet an. In den letzten zwei Jahrzehnten besuchte ich das Reich wiederholt und es glückte mir dabei das Hervortreten der Partei gleichsam von Anfang an zu beobachten. Ich studierte ihr Programm, später ihre Leistungen und bereits Anfang 1935 befasste ich mich in einem kurzen Aufsatz mit der Sozialpolitik des Dritten Reiches.* Ich brachte daher der Fahrt besonders lebhaftes Interesse entgegen.

Die Ehrengäste der Tagung, etwa 200 Personen in Vertretung von 30 — teils auch überseeischen — Ländern trafen am 9. Juni in Hamburg ein. Um diese Zeit fanden sich hier auch die Volksgruppen von 18 Nationen mit etwa 700 Personen ein. Sämtliche Gäste wurden während der Tagung in Hamburg auf dem KdF.-Schiff „Wilhelm Gustloff“ untergebracht. Man kann sich leicht vorstellen, welch buntes Leben und Treiben schon den ersten Abend auf diesem schönen Schiff herrschte, als wir uns in dessen prachtvoll erleuchteten Sälen zu einem Begrüssungsabend versammelten.

Dass Schiff „Wilhelm Gustloff“ mit einer Wasserverdrängung von 25.000 BrRT, wurde eigens für „Kraft durch Freude“-Zwecke gebaut. Seine 826 Kabinen sind so verteilt, dass alle mit ihren Fenstern ins Freie blicken. Die Einrichtung der Kabinen ist ohne jeden überflüssigen Prunk, aber äusserst geschmackvoll, praktisch und sauber. Das Schiff selbst ist mit allen Bedarfsmitteln und Bequemlichkeiten aus-

* Vgl.: *Külügyi Szemle* („Aussenpolitische Rundschau“) 1935. S. 129—142.

gestattet; ein ganzes Verdeck steht eigens für gesellschaftliche Veranstaltungen und Unterhaltungszwecke frei. Das Sonnendeck kommt einem Luftkurort gleich.

Bevor ich nun über unsere Tagung und die Fahrt berichte, sei auch über die KdF.-Organisation, die das Schiff bauen liess und auch diese Fahrt veranstaltete, einiges gesagt.

„Kraft durch Freude ist“ — wie dies das Programmheft mitteilte — „der Name einer Organisation und wegweisende Parole zugleich. Die Organisation ist lediglich dazu da, die notwendigen technischen Voraussetzungen zu schaffen, die zur Verwirklichung des Zieles führen. Das Ziel aber ist: den Menschen die Freude am Leben, den Willen zur Selbstbehauptung, den Mut zur Tat und die Kraft zur Bewältigung ihrer Aufgaben und Sorgen zu geben“.

Um dieses Ziel zu erreichen, erfasst die „Kraft durch Freude“-Gemeinschaft das gesamte Leben des schaffenden Menschen. Sie geht von dem Arbeitsplatz aus, der der Mittelpunkt des Lebens und Schaffens eines Arbeiters ist und begleitet ihn von dort Schritt für Schritt durch sein Leben. So vielfältig die Ansprüche der nationalsozialistischen Arbeiter eben auf diesem Wege sind, so vielseitig ist auch die Arbeitsweise der Organisation.

Die Gemeinschaft wacht darüber, dass die Betriebe und Arbeitsräume schön, rein und gesund seien; dass die Unternehmungen auch für Mahl- und Ruhezeiten, sowie zum Genuss der freien Luft und für Betriebssport entsprechende Anlagen und Einrichtungen besitzen. Sie sorgt dafür, dass die Arbeiter in der Freizeit und auf ihrem Urlaub die Möglichkeit haben, sich nicht nur geistig und körperlich zu erholen, sondern auch der deutschen Kultur teilhaft zu werden.

„Im neuen Deutschland“ — heisst es in dem erwähnten Programmbüchlein weiter — „ist nicht nur die Arbeit an der Kultur, sondern auch die Nutzniessung der Kultur zu einer Sache des Volkes geworden. Wir führen die Schaffenden in Theater und Konzerte, in Museen und Galerien; wir ermöglichen ihnen die Ausübung sämtlicher Sportarten; wir lassen sie auf Reisen die Schönheiten ihrer Heimat und fremder Länder erleben; und wir gestalten ihren Werkplatz so schön und würdig, dass sie schon aus ihrer Arbeitsstätte die Impulse mitnehmen zu einer stolzen und frohen Bejahung des Lebens“.

Indessen kehren wir zu unserem Schiff und zu unserem Bericht zurück.

Das dreitägige Programm in Hamburg wurde am 10. Juni mit einer Festsitzung in der Musikhalle eingeleitet. Dann folgte die Eröffnung einer Kunstausstellung und einer anderen unter dem Namen

Kraft durch Freude-Leistungsschau. Abends aber sahen wir die Kulturveranstaltung ausländischer und deutscher Volksgruppen im Ufa-Palast. Aus dieser vielseitigen Tagesordnung genügte allein die Leistungsschau um den ganzen Tag auszufüllen.

In den langen Reihen der Ausstellungsräume und -hallen konnten wir sehen, wie die Aufgaben der Partei in die Praxis umgesetzt werden. Riesenhafte Lichtbilder, Modelle, Volkstrachten, Erzeugnisse der deutschen Volkskunst, das gesamte Schrifttum der Organisation stellten uns dar, was von den Aufgaben bereits gelöst wurde. Anderwärts wieder gaben Entwürfe und Modelle Anregungen, wie die Unternehmungen die verschiedenen Betriebsanlagen billig, praktisch und gesund herstellen können. Schliesslich sahen wir hier die ersten 3 Typen der sogenannten Volkswagen; die äusserst preiswerten und praktischen Wagen sollten schon den nächsten Winter herauskommen.

Am zweiten Tag folgten Werkbesichtigungen verbunden mit Werkkonzerten, die Eröffnung einer Werk-Kunstaussstellung und Sportveranstaltungen. Abends aber kam es zur reizvollen Veranstaltung *Volk spielt für Volk*. Die Hanseatenhalle, in der die Spiele der deutschen und ausländischen Volksgruppen zur Aufführung gelangten, überraschte uns schon von aussen mit ihrem Umfang; ein zauberhaftes Bild aber bot sich uns, als wir die Halle betraten. Eine mit Scheinwerfern hell erleuchtete offene Bühne, umgeben von dem riesigen Zuschauerraum; oben aber die lange Reihe der vom Dachstuhl herabhängenden verschiedenen Nationalfahnen, mit denen ein Heer von elektrischen Leuchtkörpern kämpft, um in dem Raum wenigstens ein Dämmerlicht verbreiten zu können. Und zu all diesem die etwa 30.000 Köpfe, die ringsherum vom Parterre und den endlosen Galerien ihren Blick auf die Bühne richteten. Es war eine Zauberkunst der Regie, die einzelnen Volksgruppen aus dem Zuschauerraum zu holen und nach Beendigung ihrer Leistungen wieder auf ihre Plätze zurückzuführen. Dennoch verlief die Veranstaltung glatt und ohne die geringste Störung.

Am dritten Vormittag konnten wir den Festzug *Schönheit und Freude* bewundern. Zuerst zogen die deutschen und ausländischen Volksgruppen an dem Rathaus vorbei, wo die Ehrengäste auf den Tribünen Platz genommen hatten. Auch die in Berlin residierenden diplomatischen Vertretungen erschienen, um den Festlichkeiten beizuwohnen. Dann zogen Schaugruppen, Szenen aus der Geschichte des deutschen Volkes und des Reiches, der deutschen Wirtschaft (Landwirtschaft, Handel und Gewerbe) und der deutschen Kunst (besonders der Musik und Bühne) in prachtvoll künstlerischen Bildern an uns

*Das KdF-Schiff
„Wilhelm Gustloff“
im Hafen von
Hamburg*



*Leben auf dem
Schiff*



*Volkestänze
auf dem Schiff*



OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

*Der Dampfer
vor Gibraltar*



*Die Teilnehmer
in einem Er-
holungsgarten
von Santa
Cruz*



*Die Teilnehmer
in einem alten
Kloster von Lissabon*



195

8

71

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

vorbei. Anschliessend hielt der Reichsstatthalter von Hamburg einen Empfang. Nachmittag folgte ein Volksfest auf dem Zoogelände, abends Feuerwerk auf der Binnenalster. Tanz in mehreren Sälen Hamburgs und ein Bordfest auf dem Schiff „Wilhelm Gustloff“ beschlossen die märchenhafte Tagung.

Den nächsten Tag verliessen das Schiff alle, die an der Fahrt nach Neapel nicht teilnahmen, und Hunderte von Matrosen bemühten sich das Schiff zur Aufnahme der Urlauber rechtzeitig vorzubereiten. Die weiterfahrenden Gäste aber machten eine Sonderfahrt nach Lübeck-Travemünde und verbrachten den ganzen Tag draussen, um die Reisevorbereitungen der Schiffbesatzung nicht zu stören. Spät abends betraten wir das Schiff, wie einen fremden Boden. Am 14. Juni vormittag beendete man noch die Vorbereitungen, die Urlauber wurden eingeschifft und um 12 Uhr mittags lichtete „Wilhelm Gustloff“ die Anker.

Auch die Reisenden des Schiffes boten von nun an ein anderes Bild. Insgesamt blieben 62 Ehrengäste aus 18 Ländern zurück, dazu kamen 800 berechnigte Urlauber aus allen Gauen des Reiches, darunter diesmal zum erstenmal auch aus der Ostmark. Unter den Urlaubern gab es auch solche, die wir bereits in Hamburg bei den Spielen kennengelernt hatten. Die 11 Tage aber, die wir auf dem Schiff verlebten, genügten uns, um unter den frischen Reisegeossen auch andere lebenswürdige Bekanntschaften zu machen.

Auf hoher See bildete sich bald die eigene Tagesordnung des „Wilhelm Gustloff“ aus. Morgens um halb sieben wurde geweckt. Die wohlbekannt Melodie „Freut euch des Lebens“ — auf dem Horn geblasen — rief die Urlauber zum Frühturnen auf das Sportdeck. Das gleiche Signal meldete auch die Mahlzeiten, die ziemlich dicht aufeinander folgten. Erstes und zweites Frühstück, Nachmittagstee oder Kaffee und reichhaltiges Abendessen waren die Hauptmahlzeiten. Ausserdem wurde vormittags Kraftbrühe mit Brödchen auf dem Promenadendeck verabreicht, spät abends aber trug man belegte Schnitten in den Gesellschaftsräumen herum.

Um neun Uhr vormittags versammelten sich die Volksgruppen in der Musikhalle zum „Singen für alle“ oder wie man es sonst nannte zum „Offenen Volkssingen“. Dabei bot sich eine sehr günstige Gelegenheit, die Lieder und den Gesang der einzelnen Länder kennenzulernen. Eine Stunde später begann die Bordkapelle ihr Vormittags-Konzert.

Nachmittag sorgten Kinovorstellungen, klassische und volkstümliche Konzerte, Tanzaufführungen u. a. m. für Bildung und Unterhaltung der Urlauber. Dabei war die Reiseleitung stets auch darum be-

müht, die Eindrücke der Teilnehmer durch lehrreiche Vorträge zu vertiefen. Besonders wertvoll waren diese Vorträge, wenn sich die Fahrgäste zu einem Landbesuch vorbereiteten, z. B. bei Lissabon und Madeira. Doch hatte man noch immer Zeit genug, um auf den beiden Promenadendecken grosse Spaziergänge zu machen, auf dem Sonnendeck die Sonne und die erfrischende Luft zu geniessen oder sich mit den vielen Geschicklichkeitsspielen zu unterhalten. Vor allem aber bot sich — was wohl das wichtigste war — Zeit und Gelegenheit Bekanntschaften zu machen und freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen.

Unsere Reise erreichte mit den beiden Landungen in Lissabon und in Funchal, auf der Insel Madeira ihren Höhenpunkt. Am 18. Juni in den Mittagsstunden landeten wir in Lissabon, und zwei Tage später lief unser Schiff um 6 Uhr früh in Madeira bei Funchal ein.

Einige Stunden genügen kaum, um in das Leben und Treiben eines Volkes tieferen Einblick zu gewinnen. In Lissabon machten wir eine Strassenbahnrundfahrt in der Stadt und einen kurzen Autoausflug nach dem Estorial. Auch der ganze Tag auf der Insel Madeira reichte nicht, um nur Funchal zu besichtigen und den Ausflug nach dem Fischerdorf Machico zu unternehmen. Dennoch brachte jeder von uns unverwischbare Bilder aus Lissabon, besonders aus dem malerisch üppigen Wintergarten und aus der bezaubernden Pflanzenwelt Madeiras mit. Auch die guten deutschen Lichtbildapparate sorgten dafür, dass die unvergesslichen Bilder festgehalten werden.

Von Madeira nahm das Schiff den Kurs nach Osten, und trat seine diesmal längste Strecke auf hoher See an. Die Meerenge von Gibraltar und das damals „bewegte“ spanische Meer war seine Fahrtrichtung nach Neapel. Allein obwohl wir fünf Tage lang nirgends landeten, waren wir von der Welt keineswegs abgeschlossen. Das Schiff stand in drahtloser Verbindung mit der Heimat und überhaupt mit der Welt. Oft hörten wir, dass unser Lautsprecher einen zum Fernsprecher ruft, weil ihn diese oder jene Heimatstadt sucht.

Überdies hatte das Schiff eine kleine Zeitung, *Neueste Meldungen für unsere Italienfahrer*. Es hat einen besonderen Reiz diese Zeitungen heute durchzublättern und z. B. von „Ergebnislosen Verhandlungen in der sudetendeutschen Frage“ oder von „Deutsch-englischen Finanz- und Wirtschaftsverhandlungen“ zu lesen. Wo sind heute diese weltpolitischen Ereignisse!

Ein Wort noch über die Besatzung des Schiffes, über die Arbeiter, die ihre beurlaubten Kameraden, d. h. andere Arbeiter bedienen. Eine günstige Gelegenheit bot sich uns, einen Vergleich zwischen Theorie und Praxis zu ziehen. Wie wurde das Dienstpersonal behandelt?

Die Kabinen der Besatzung waren zwar abgesondert, aber auf gleicher Weise in dem Schiffskörper eingebaut wie die der Urlauber, alle mit Fenstern nach aussen. (Nicht in den dunklen Schiffsboden, wie wir dies bei alten Schiffsmo­dellen sahen.) Selbst die Arbeitsräume im tiefsten Maschinenhaus, das wir gleichfalls besuchten, waren sauber, gesund und mit elektrischen Apparaten gut gelüftet.

Die Organisation sorgte dafür, dass sich die Freizeit auch der Schaffenden unterwegs angenehm gestalte. Auf dem Bug war ein geräumiges Sonnendeck zur Erholung der Besatzung vorbehalten, auf einem anderen auch ein geschlossenes Promenadendeck für sie abgesondert. Um das Personal auch an den Darbietungen der Fahrt teilhaft werden zu lassen, spielten die Volksgruppen eines abends auf dem abgesonderten Erholungsdeck der Besatzung eigens für diese.

Doch alles nimmt einmal ein Ende. Am 25. Juni mittags legte unser „Wilhelm Gustloff“ in Neapel an. Wir, die Rom zum Reiseziel hatten, mussten uns trennen, und von der Reiseleitung und den Reisegefährten Abschied nehmen. Eine halbe Stunde später rollte mit uns schon der italienische Schnellzug nach Norden.

Auf der Heimfahrt begleitete mich stets das Lied der Freude und Lebensbejahung: „Freut euch des Lebens;“ froh und verheissungsvoll erklingt es manchmal auch heute noch in meiner Seele. Gleich einem schönen Traum ziehen vor meinen geschlossenen Augen die bunten Bilder vorbei, von sechzehn unvergesslichen Tagen, die wir in so schönem Einklang auf dem Schiff „Wilhelm Gustloff“ verbrachten.

DAS „ROMANTISCHE UNGARN“ IN DER DEUTSCHEN DICHTUNG

VON DESIDER KERESZTÚRY

Ich will hier kein Bild vom „romantischen Ungarn“ entwerfen, ist es doch in aller Herren Länder zur Genüge bekannt und zum Überfluss besprochen worden. Es ist so tief in das Bewusstsein der Kulturmenschheit eingeprägt, dass man leicht denken könnte, es handle sich hier um eine uralte, bis zu den Anfängen der europäischen Geschichte der Ungarn zurückreichende Überlieferung. In Wirklichkeit steht die Sache anders. Die Gesamtvorstellung vom romantischen Ungarn bewahrt zwar einige blasse Motive der alten Überlieferung, im Wesentlichen ist sie aber kaum älter, als 100 Jahre. Die europäische, zunächst deutsche Romantik hatte sie angebahnt, Biedermeier, Vormärz und Poetischer Realismus haben sie ausgefüllt, durch die Kolportageliteratur und die Operette der Jahrhundertwende wurde sie verbreitet, Film- und Fremdenverkehrspropaganda flössen ihr in unseren Tagen neues Leben ein. Man hat diese Vorstellungen schon oft und stark kritisiert, und die Kritiker haben im Wesentlichen auch recht gehabt. Die Züge des modischen Ungarnbildes sind kaum reicher und richtiger, als die einer Operette. Wir wollen aber diesmal nicht richten; vielmehr wollen wir auf einige Werte jener schönen Erbe zurückgreifen, die uns einstige Dichter geschenkt haben, auf einige Werke jener Dichtung, in der das Bild vom romantischen Ungarn noch echte, lebendige dichterische Wirklichkeit war.

„Ungria“ bedeutet im alten spanischen Drama so viel wie Märchenland — Jahrhunderte des Mittelalters hindurch haftet auch tatsächlich allen westeuropäischen Vorstellungen über Ungarn etwas Geheimnisvoll-Exotisches, der Zauber der fernen, unkontrollierbaren Dinge an. Märchenhaft sind nicht nur die Nachrichten von den kriegerischen Tugenden dieser „Nachfahren der Hunnen“, sondern auch die Berichte über den Überfluss an Getreide und Obst, Vieh und Wild, Gold und Silber in diesem „irdischen Paradies“, wie *Enea Silvio*, der grosse Humanist Ungarn bezeichnet hatte. Von all diesen Herrlichkeiten konnte man im Westen vor Allem die Güte des ungarischen Weines aus Erfahrung kennen lernen; sein Lob hört bis zu unseren

Tagen nicht auf. Ihm ist auch das folgende Sonett des schlesischen Dichters Gottfried Benjamin Hancke gewidmet:

*Lasst andre Frankreichs Wein fast Himmel hoch erheben;
Lobt den, den Spanien und Welschland überschickt;
Rühmt den, den Persien zu Schiras ausgedrückt —
Ich lobe doch den Saftt der ungarischen Reben.
Sein mässiger Gebrauch schafft uns ein langes Leben,
Die Götter werden nicht durch Nektar so erquickt;
Der Rhein und Moselstrom kann nichts dergleichen geben;
Drum bleibt der Donaupluss vor andern höchst beglückt.*

*Das Gold giebt wie man sagt, dem Menschen grosse Krafft;
Nun liefert Ungarn ja die feinsten Dukaten.
Die Berge sind voll Gold, drum muss der edle Saftt
Auf goldnem Grunde mehr, als anderwärts geraten;
Und also glaub ich fast, dass Kanä Hochzeit-Wein
Von ungarischer Art gewesen müsse seyn.*

Dies ist indessen nur die eine Seite des Ungarnbildes am Ende des 17. Jahrhunderts. Die andere erscheint in viel düstererem Licht. Ungarn wurde Jahrhunderte lang als Bollwerk des Christentums gepriesen; als aber der Türke auf den Balkan zurückgedrängt wurde, was blieb zurück? Dumpf schweigende Kriegsschauplätze, Sümpfe und Einöden: ein Land der Seuchen, ein Nest der Vampyren. Jene Puszta also, die für den aufgeklärten europäischen Bürger den Inbegriff ödester, verlassenster Unkultur bedeutete.

Diese Puszta aber wird in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts auf einmal zum Lieblingsthema der romantischen Dichter und zum modischen Reiseland der romantischen Reisenden.

Die Schüler *Rousseaus* suchten die ungefälschte Natur, den noch nicht verdorbenen reinen Menschen, die unverzerrten Idealformen der menschlichen Gesellschaft. Die Gefolgschaft *Byrons* verlangte nach jener Einsamkeit, in der die Seele mit dem gewaltigen All eins werden konnte. Die Indien waren indessen weit entfernt, die Alpenmode flaute allmählich ab, und als der Romantiker auch Amerikas Krämergeist aus eigener Erfahrung kennen lernte, mussten der Sehnsucht nach exotischen Erlebnissen neue Wege gewiesen werden. So entdeckte man die Puszta, das Land der unendlichen Freiheit, der schrankenlosen Leidenschaften und der andächtigen Innerlichkeit der Seele. Für die sich stumm regenden Erlebnisse fand *Lenau* das erlösende Wort. In der Begegnung des Zeitgeistes und des Genies entstanden auf diese

Weise jene wunderbaren Dichtungen, mit denen der grosse Deutsch-Ungar sich selbst und auch einen wesentlichen Aspekt des „romantischen Ungarn“ unsterblich machte.

Diesem echten Romantiker diente die Wirklichkeit indessen nur als Sprungbrett des persönlichsten Lyrismus. Wir verdanken ihm zwar auch dichterische Genrebilder, wie „Die drei Zigeuner“, oder „Mischka an der Theiss“, das Tiefste und Wertvollste gab er uns aber in jenen rein lyrischen Gedichten, die hier durch die wunderbare „Himmels-trauer“ vertreten werden sollen:

*Am Himmelsantlitz wandelt ein Gedanke,
Die düstre Wolke dort, so bang, so schwer;
Wie auf dem Lager sich der Seelenkranke,
Wirft sich der Strauch im Winde hin und her.*

*Vom Himmel tönt ein schwermutmattes Grollen,
Die dunkle Wimper blitzet manchesmal,
— So blitzen Augen, wenn sie weinen wollen —
Und aus der Wimper zuckt ein schwacher Strahl.*

*Nun schleichen aus dem Moore kühle Schauer
Und leise Nebel über's Haideland;
Der Himmel liess, nachsinnend seiner Trauer,
Die Sonne lässig fallen aus der Hand.*

Auch in *Lenaus* Dichtungen kann man aber schon das Emportau-chen jener anderen Schicht der zeitgenössischen ungarischen Wirklichkeit beobachten, die dann etwas später von der gebändigten und ver-bürgerlichten Romantik angeeignet und gehörig ausgebeutet wurde: die Biedermeier-Idylle und das volkstümliche Genrebild. Die erhabene Stille und Grösse der Puszta weicht allmählich einer freundlicheren, menschnahen Innerlichkeit: die Einöde bevölkert sich mit Herden, Hirten, Heideschenken. Die „Heidewirtschaft“ des Wiener Johann Nepomuk Vogl gibt ein lebendiges Bild von dieser Welt:

*In der Csarda ruht sich's gut!
Rings umstarrt von öder Fläche,
Keine Bäume, Triften, Bäche,
Unten Sand und oben Glut.*

*Hier die Wände schwarz beraucht,
Roh gezimmert das Geräte,
Wie es taugt für solche Stätte,
Steppentier und Reiter braucht.*

*Rosse schütteln vor dem Haus
Ungeduldig ihre Mähnen
Flögen gar zu gern mit jenen
Drinne fort, wie Sturmgebraus.*

*Und dazu, bei Ruf und Klang,
Rauhe, bärtige Gesellen,
Karg verhüllt, von zott'gen Fellen,
Sonnverbrannt so Brust als Wang,*

*Schlank und jung das Schenkenkind, Ries'ge Hunde, stark und wild,
Flink zu Handen allerorten, In des Pusztawirts Geleite,
Ungescheut in Blick und Worten, Immerdar gefasst zum Streite,
Und gebräunt, wie alle sind. Sieh da, einer Csarda Bild.*

*Aber dennoch ruht sich's gut
In solch wüsten Treibens Mitte,
Denn hier fehlt nur Form und Sitte,
Aber nicht Gefühl und Mut.*

Die lyrische Naturschilderung und die gefühlvolle Genremalerei bedeuten indessen nur zwei Schichten des romantischen Ungarnbildes. Die dritte, ausserordentlich wichtige Schicht liefern das politische Schrifttum des Vormärz und die Freiheitsbewegungen. Das revolutionäre Jungdeutschland verfolgt die ungarischen Ereignisse mit reger Aufmerksamkeit und als diese immer stärker dem Freiheitskampf zutreiben, ertönt überall der freundschaftliche Jubel der Gleichgesinnten. Über die idyllischen Landschaften Ungarns fegt ein kalter geheimnisvoller Wind hinweg.

Die Nachrichten von den immer lauterem Freiheitsbewegungen beeindruckten die europäische Öffentlichkeit aufs stärkste, und als dann das revolutionäre Ungarn gezwungen war, seine neue Verfassung und seine Freiheit gegen die Wiener Reaktion auch mit Waffen zu verteidigen, wurde es wieder als Träger eines grossen europäischen Gedankens, als Vorkämpfer der Freiheit der Völker in das Bewusstsein des Westens eingeprägt. Die Vorstellung von der freien, unendlichen Puszta-Landschaft und von dem freimütigen, unverbildeten ungarischen Menschen liess sich leicht durch die Vorstellung vom unerschrockenen Freiheitshelden ergänzen. Vor allem auch darum, weil der Ruhm der ungarischen militärischen Tugenden im ganzen Westen Jahrhunderte hindurch ungeschmälert erschien. Vom ungarischen Soldaten wusste man in aller Herren Ländern zu singen und zu sagen. Die Einbürgerung des Wortes und Begriffes „Huszár“ bezeugt seinen Siegeszug. Nun lebt dieser Ruhm wieder auf. Vollends dem Lob der Husaren dient das „Huszarenlied“ des Berliner Eduard von Schönau:

*Wie dort die Maid dem Buben wehrt
Mit scheu gesenkten Blicken!
Er will von süsser Lust betört
An seine Brust sie drücken:
Das sind für ihres Herzens Ruh
Bedenkliche Gefahren;*

*Doch mehr noch, mehr noch fürchtet sie
Ansprenge Huzaren.*

*Der Feldgeschütze finstern Mund,
Wer möchte ihn wohl küssen?
Nicht grimmer droht der Höllenschlund
Dem schuldigen Gewissen.
Vor solchem Anblick flieht der Feind
Mit wildgestreubten Haaren;
Doch mehr noch, mehr noch fürchtet er
Ansprenge Huzaren.*

*Ihr trauten Brüder sitzet ab!
Schon naht die Haideschenke
Und dass ein jeder wacker auch
Die schlanken Dirnen schwenke!
Das Glück ist stets dem Reiter hold;
Ein Mädchen unerfahren
Erobern sich mit Sturmeseil
Ansprenge Huzaren.*

*Getrost dann in den Wald hinein
Der feindlichen Geschosse!
Der Tod holt uns so leicht nicht ein,
Wir haben gute Rosse.
Erst schnellen Schritt's dann im Galopp
Und hui! der Feinde Scharen
Zerstieben plötzlich vor der Wucht
Ansprenge Huzaren.*

*Zu Saaz, da desertierten wir
Den kaiserlichen Fahnen;
Erreichten Görgeys Hauptquartier
Auf waldversteckten Pfaden.
Mag mancher um des Kaisers Gold
Ihm Treue noch bewahren;
Doch höher steht das Vaterland
Den ungar'schen Huzaren.*

Die farbenreichen Nachrichten vom Freiheitskrieg lieferten zur These ein reiches Beweismaterial: die Ungarn erschienen als *das Volk der Freiheit*. Es ist also nicht verwunderlich, dass die Ungarn-Begeisterung vor allem eine Gestalt mit dem Glanz auserwählter Repräsentanten ihrer Völker umgab: *Petőfi*, die romantischste Persönlichkeit

der gesamten ungarischen Literatur und den grössten Freiheitsdichter. In seiner Dichtung wurden alle Motive des bekannten und beliebten romantischen Ungarnbildes mit der Kraft, Frische und Klarheit eines aussergewöhnlichen Genies endgültig zusammengefasst, sein Leben und sein Tod sind aber zum Mythos des singenden und sagenden Freiheitshelden geworden. Der Wiener Hermann Rollet hat ihm ein schönes Gedicht gewidmet:

*Da fasste der Dichter das Schwert und schwang's,
Als der Krieg die Felder zertrat;
Die Klinge sie klang im Schwung des Gesang's,
Und er machte das Wort zur That.*

*Ein echter, prächtiger Pusztasohn,
Kumaniens Haide entstammt,
Fand wunderbar er des Liedes Ton,
Von der Dichtung Feuer durchflammt.*

*Des Volkes Leid und des Volkes Lust,
Und des Ungarlandes Pracht,
Es klang bezaubernd aus seiner Brust,
In Liedern, einsam erdacht.*

*Und in Stadt und Dorf, und in Stube und Saal
Sein Lied auch begeistert erklang, —
Kein rechter Magyar in des Glanzes Strahl,
Kein Betyar, der es nicht sang.*

*Und als nun der Krieg die Felder zertrat,
Erfasst er das Schwert und schwang's,
Er machte das klingende Wort zur That,
Und focht mit der Glut des Gesangs.*

*Und siehe! ein wunderhaftes Geschick
Ward ihm beschieden im Feld —
Man sah ihn weiter mit keinem Blick,
Als er im Kampf sich gestellt.*

*In transsylvanischen Wäldern war's,
Wo plötzlich im Kampf er verschwand,
Und im düstren Lauf so manchen Jahr's
Von ihm keine Spur sich fand.*

*Wie Germaniens Fürst einst, Ariovist,
In den Wäldern am Rhein sich verlor,*

*So der ung'rische Sänger auch verschwunden ist,
Sein Lied nur taucht klingend empor.*

*Sein Geist nur gluhet, tief aus der Dunkelheit
Die Petofi Sandor umschlingt,
Ins Volk, das harret, in später Zeit,
Der Stunde, die wieder ihn bringt.*

Der Ring war damit geschlossen, das Bild vollendet. Die vergangenen Jahrzehnte haben es zwar umwerten, verschieben oder farbenreicher entwickeln, nicht aber grosszügiger, tiefer und bedeutsamer gestalten können. Die Erben haben, wie so oft, auch von diesem Erbe vieles vergeudet. Wir wissen, dass das Bild, das vom „romantischen Ungarn“ noch heute verbreitet wird, im wesentlichen unwahres Machwerk, abgenutztes Klischee oder Geschaftpropaganda ist. Wir leben in einer anderen, nuchterneren Welt. Dennoch tut es uns wohl, manchmal einen Blick auf die echte Schönheit und Grösse vergangener Zeiten zu werfen.

OSZK
Orszagos Széchenyi Konyvtar

UNGARISCHE BAUERNSTUBE IN GOSLAR

VON IRMA GYÖRGYPÁL-ECKERT

10. März 1938. Ich sitze im D-Zug Berlin—Magdeburg—Goslar—Essen, um meine neue Stellung in Goslar anzutreten. Es ist meine erste Fahrt auf dieser Strecke und Goslar ist die erste Station meines Berufslebens. Es liegen zwei Berliner Stipendiaten-Jahre hinter mir und in meiner Tasche habe ich das Doktordiplom für Volkskunde und Soziologie der Berliner Universität. Jetzt heisst es, eine *ungarische Abteilung in dem Internationalen Büro für Bauerntum und Landwirtschaft in Goslar* auszubauen, wo aus kleinen Anfängen eine umfassende und tatkräftige Organisation für Pflege der zwischenstaatlichen Bauernbeziehungen herauswachsen soll.

Unser Zug fährt jetzt durch die fruchtbare Ebene um Magdeburg. Gemüsegelder neben Gemüsegeldern und Konservenfabriken überall, eine planmässig getriebene Gartenbauwirtschaft mit reichen, wohlhabenden Bauern und hoher Kultur, mit blühenden landwirtschaftlichen Industrien. Diese Erfahrungen muss man auch in Ungarn, im ganzen Südosten nutzbar machen mit Hilfe der internationalen Organe des Goslarer Bauernbüros.

Goslar, die Reichsbauernstadt rückt uns näher. Hinter ihr die Kette des Harzes; auf dem Brocken liegt noch Schnee. Die Festungen, Kirchtürme, das romanische Schloss des schwarzen Heinrichs und die anderen prächtigen Bauten der deutschen Kaiser verkünden eine stolze Vergangenheit. Die Schätze der reichen Ackerbürger- und Krönungsstadt haben sogar die nomadisierenden Magyaren hierhergelockt, die im Laufe des 10. Jahrhunderts bis zu dieser westlichen Siedlung vorgezogen sind, um einen ziemlichen Schrecken bei den tüchtigen Niedersachsen hervorzurufen.

Die Überlieferung der Geschichte, der Glanz der Traditionen verknüpft sich in Goslar mit den Ideen des „Blut und Bodens“ der jungen nationalsozialistischen Bewegung. Reichsbauernführer Darré hat die uralte Siedlung nicht zufällig als Reichsbauernstadt gewählt. Die Kontinuität deutscher städtischer Kultur, die in Goslar sich unmittelbar aus dem reichen Ackerboden ernährt, ist der handgreifliche Beweis für den „Blut und Boden“-Gedanken, in welchem die Scholle und der mit

ihr verbundene Mensch das Alfa und Omega aller menschlichen Gemeinschaften darstellen.

Ich bin inzwischen angekommen und wurde in eines der alten Fachwerkhäuser an der frühgotischen Jakobikirche geführt. Und jetzt folgt Überraschung auf Überraschung. Das alte, aus dem Mittelalter stammende Haus ist innen mit allen Bequemlichkeiten der modernen Kultur ausgestattet; unser Büro umfasst zwei Stockwerke darin. Von geräumigen Dielen tritt man in die einzelnen Arbeitszimmer. Sind es aber richtige Arbeitszimmer? Man könnte es wirklich nicht glauben; ein jeder Raum ist in einem anderen bäuerlichen Stil Deutschlands eingerichtet. Das schwäbische Zimmer ist aus hellem Birnenholz, das westfälische ist dunkel. Dann gibt es Räume mit Riesentischen aus der Rhön, die Polstermöbel sind mit handgewebten Wollstoffen bezogen. Die Gardinen reichen bis zur Erde, handgewebte Schafwolleppiche, geschmiedete Lampen, Holz- und Keramikgegenstände machen den bäuerlichen Eindruck vollständig. Zuletzt kommen wir in mein Arbeitszimmer. Ich fühle mich plötzlich in eine ungarische Bauernstube versetzt. Die ganze Einrichtung ist ein Geschenk von Frau und Herrn *Mecsér*, und umfasst im kleinen die wichtigsten Volkskunstgegenstände Ungarns. Mein Schreibtisch ist ein Typ von dem Alföld, Schrank, Eckbank und Stühle weisen auf Siebenbürgen hin, ein zweiter Tisch zeigt sogar die Form der berühmten Kalotaszeger Schreintische. Auf einem Wandgestell finde ich Werke der magyrischen Hirtenkunst, Pferdepeitsche, Trinkgefäß aus geschnitztem Holz, altes Keramik-Schnapsfläschchen mit ein paar satyrischen Strophen eines Volksdichters. Am Boden liegen Torontáler Teppiche und feine Schilfmatten, vielleicht von Tápé?

Zuletzt komme ich zu der Truhe. Wenn ich nicht irre, steht ihr Originalstück im Ungarischen Kunstgewerbe-Museum in Budapest, datiert aus dem 18. Jahrhundert vom Oberland. Die Truhe birgt eine kleine, museale Sammlung schönster Textilwerke der ungarischen Volkskunst, handgewebte Kissenplatten, alte „Herrschafts-Stickereien“ aus Siebenbürgen, Schultertücher mit Tüllapplikation von Buzsák, zwei alte Matyóschürzen mit „Ragyogó“ und eine Reihe von Puppen in den schönsten Trachten von Kalocsa, des „Sárköz“, der Palóc-Gegend usw. In dieser Truhe werde ich auch meine zwei echten Volkstrachten von Kalocsa und von Mezökövesd aufbewahren.

11. März 1938. Der erste Arbeitstag. Ich mache mich mit meinen Arbeitskameraden bekannt. Sie sind alle Reichsdeutsche, zur Zeit bin ich noch die einzige Vertreterin eines anderen Staates. In Kürze soll aber jemand für die nordischen Länder, ferner jemand für Frankreich



*Ungarische Bauernstube
Internationales Büro für Bauerntum und Landwirtschaft
in Goslar*

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

hier tätig sein. Die Idee der ganzen Organisation ist anlässlich eines internationalen Landwirtschaftskongresses aufgetaucht. Einer ihrer ersten Förderer war Andreas Mecsér, der als Präsident der Ungarischen Landes-Landwirtschaftskammer und als alter persönlicher Freund des Reichsbauernführers mit der Stiftung des ungarischen Zimmers mit gutem Beispiel voranging. Die Schirmherrschaft übernahm Reichsernährungsminister Darré und alle europäischen Staaten sollen durch ihre landwirtschaftlichen Organisationen an der Arbeit teilnehmen.

Die Aufgaben des Bauernbüros sind gross und vielseitig: Förderung des bäuerlichen Nachwuchses in Europa, Jungbauernaustausch, evtl. Fortbildungslehrgänge in Goslar, die Pflege des bäuerlichen Menschen, seiner Kultur und seines Brauchtums, Aufgaben, die heute nur noch in ihren groben Umrissen überblickt werden können.

Jetzt heisst es die Grundlagen der Arbeit zu schaffen. Wir benötigen eine kleine ungarische Handbibliothek, Tages- und Fachzeitungen, wir müssen die Verbindung mit den zuständigen Budapester Stellen herstellen und einen festen Arbeitsplan und Programm ausarbeiten. Zu tun gibt es schon genug.

Ende November 1938. Die jährliche Festwoche Goslars, der Reichsbauerntag ist vorüber. Die zahlreichen in- und ausländischen Teilnehmer sind abgereist. Zum ersten Male haben sich die Budapester Gäste in der ungarischen Stube versammelt. Abend für Abend trafen sich hier Generaldirektor *Wünscher* nebst Gattin, Frau und Herr *Béla von Darányi*, Direktor *Tölgyes* von dem Ungarischen Dorfverband, die Vertreter der ungarischen Presse und nahmen Gelegenheit Einsicht in die Arbeit der Abteilung zu nehmen. Seit März d. Js. haben wir schon einige Erfolge zu verbuchen: wir haben schon die Anfänge einer ungarischen Fachbibliothek geschaffen, wir haben Zeitungsmaterial; es sind Artikel in den offiziellen Mitteilungen des Büros, in der *Internationalen Agrarrundschau* über ungarische landwirtschaftliche Probleme erschienen. Die Pläne eines Kulturfilmaustausches auf landwirtschaftlichem Gebiet sind ausgearbeitet. Bis zum nächsten Reichsbauerntag können wir vielleicht den ersten Jungbauernaustausch verwirklichen.

•

Der Krieg hat natürlich durch alle diese schönen Vorarbeiten einen Strich gezogen. Die Planungen müssen alle bis zum Kriegsende zurückgestellt werden. Es wartet aber alles darauf, in einem neuen Europa mit erneuter Energie an der Aufbauarbeit teilnehmen zu können.

ZWISCHEN HALBDREI UND DREI

VON DESIDER KOSZTOLÁNYI

Weiss schien die Sonne.

Stechend, wie Blitzlicht, das man nachts zum Photographieren aufflammen lässt, war der Sonnenschein, in dem der Badeort am Plattensee glühte. Die gekalkten Hütten und Maisscheuern, wie sie sich vom Sand abhoben, alles schien weiss. Selbst der Himmel. Das staubige Laub der Akazien aber war so weiss wie Schreibpapier.

Es ging auf halbdrei.

Suhajda hatte an diesem Tage früh zu Mittag gegessen. Er kam die Treppe von der Veranda herab in den Bauerngarten, der im Hofe des Sommerhauses lag.

— Wohin? — fragte Frau Suhajda, die zwischen Steinelken sass und häkelte.

— Baden, — gähnte Suhajda, in der Hand eine kirschfarbene Badehose.

— So nimm ihn doch mit, — bettelte die Frau.

— Nein.

— Warum nicht?

— Weil er schlecht ist, — antwortete Suhajda. — Weil er ein Nichtsnutz ist, — fuhr er fort. Und nach einer Pause: — Er lernt nicht.

— Doch! — protestierte seine Frau achselzuckend. — Den ganzen Vormittag hat er gelernt.

Vor der Küche auf der Bank horchte ein elfjähriger Knabe auf. Auf den Knien hielt er sein zugeschlagenes Buch: die lateinische Grammatik.

Es war ein schwächtiges Kind, die Haare kurzgeschoren mit der Nullmaschine. Er hatte ein rotes Turnhemd an, dazu Leinenhosen, an den Füßen Sandalen. Er blinzelte zu den Eltern hinüber.

— Na, — wandte sich Suhajda, den strengen Kopf erhoben, — wie heisst das: sie werden mich loben?

— Lauderentur, — stammelte das Kind ohne nachzudenken, aber es kam schneller heraus als in der Schule.

— Lauderentur. — Höhnisch nickte Suhajda mehrmals mit dem Kopf. — Also bei dem Nachexamen wirst du auch durchfallen!

— Er weiss es, — suchte seine Mutter ihn zu entschuldigen. — Er ist verstört. Er fürchtet sich vor dir.

— Ich nehme ihn von der Schule, — ereiferte sich Suhajda. — Bei Gott, ich nehme ihn heraus. — Ich gebe ihn in die Lehre zum Schlosser, zu einem Wagenbauer, — er wusste selbst nicht, wie er in seinem Ärger gerade auf diese Handwerksberufe verfiel, an die er sonst nie gedacht hatte.

— Komm her, Jancsika, — sagte die Mutter zärtlich. — Nicht wahr, du wirst lernen, mein Jancsika?

— Ins Grab bringt mich dieser Rotzbube! — fuhr Suhajda dazwischen, denn der Zorn war ihm wie ein Gewürz, wie Paprika. — Ins Grab bringt er mich! — wiederholte er und genoss, wie der Groll ihm die Adern weitete und wohltätig die nachmittägliche Langweile verscheuchte.

— Ich lerne, — stotterte der Knabe tonlos.

Schutzsuchend blickte er in seinem gedemütigten Nichts auf die Mutter. Seinen Vater sah er kaum. Er spürte ihn nur — überall, jederzeit, gehässig.

— Lerne nicht! — Suhajda fächelte zu seinen Worten mit der Hand. — Lerne überhaupt nie! Ganz überflüssig!

— Doch lern er! — sagte die Mutter, legte des Kindes Kopf an die Schulter und streichelte ihn. — Du aber verzeih ihm. Jancsika, — sagte die Mutter unerwartet, ohne jeden Übergang. — Hol brav deine Schwimmhose. Vater wird dich zum Baden mitnehmen.

Jancsi verstand nicht, was vor sich ging, was das Dazwischentreten der Mutter bedeutete, die dem seit langem währenden Hader eigenwillig, mit merkwürdiger Geschwindigkeit ein Ende machte. Aber darum rannte er nun schleunigst zur Veranda hinauf. Von dort kam er in ein dunkles, kleines Zimmer. Er wühlte in den Schubläden nach der kirschfarbenen Badehose. Sie war genau so wie die des Vaters, nur kleiner. Frau Suhajda hatte beide genäht.

Der Vater war sichtlich unschlüssig.

Ohne ein Wort für seine Gattin blieb er neben einem Stachelbeerstrauch stehen, als wenn er auf den Sohn, der sich verspätete, warten wollte. Dann besann er sich offenbar anders, Er ging zur Lattentür hinaus und strebte dem See zu etwas langsamer als sonst.

Lange stöberte der Junge herum.

Jancsi war bei der Jahresschlussprüfung der zweiten Gymnasialklasse im Latein durchgefallen. In diesem Sommer bereitete er sich auf das Nachexamen vor.

Da er jedoch das Lernen auch während der Ferien leicht nahm, verbot ihm der Vater zur Strafe eine Woche das Baden. Noch zwei Tage ohne Bad standen ihm bevor. Jetzt musste er die Gelegenheit am Schopf nehmen. Fieberhaft warf er seine Kleider umher. Schliesslich fand er die Badehose. Er packte sie nicht erst ein, sondern liess sie flattern, als er auf den Hof ging. Dort wartete nur seine Mutter. Er reckte sich zu ihr empor, um in Hast einen Kuss auf das liebe, anbetungswürdige Gesicht zu hauchen, dann lief er seinem Vater nach.

Die Mutter rief ihm nach, sie werde später auch zum Strand kommen.

Suhajda ging etwa zwanzig Schritte vor ihm auf dem Fussteig. Jancsis Sandalen schlugen im Laufen klatschend auf den Sand. Schnell holte er

ihn ein bei der Bittersüsshecke. Aber einige Schritte vorher lief er langsamer, vorsichtig, ob man ihn nicht zurückjagte.

Der Vater sprach kein Wort. Das Gesicht, das das Kind manchmal von seitwärts mit schnellem Blick beobachtete, war verschlossen und starr. Den Kopf emporgeworfen, blickte er ins Leere. Wie es schien, bemerkte der Vater den Jungen nicht, kümmerte sich nicht um ihn.

Jancsi, den eben die Freudennachricht erregt hatte, wurde jetzt kleinlaut, trippelte traurig, spürte Durst, wollte trinken, musste austreten, hätte umkehren mögen, fürchtete aber davor, der Vater könnte ihn wieder anfahren, und musste so die unangenehme Situation aus Furcht vor einer noch schlechteren auf sich nehmen.

Er wartete, was mit ihm geschehen würde.

Der Weg von den Sommerhäusern bis zum See dauerte genau vier Minuten.

Es war ein recht kümmerlicher Badeort, ohne elektrisches Licht, ohne jeden Komfort; am steinigen Strand von Zala gelegen, war er entschieden drittrangig. Kleine Beamte verbrachten hier den Sommerurlaub.

Draussen im Hofe, unter Maulbeerbäumen kauten Frauen, Männer im langen Hemd, barfüssig, Melonen und gekochte Maiskolben.

Suhajda grüsste seine Bekannten mit der alten, leutseligen Stimme, woraus das Kind — in der Waffenpause zwischen Groll und Glück — folgerte, dass er gar nicht so wütend war, wie er tat. Später aber wurde des Vaters Stirn wieder ungnädig.

Grillen zirpten im Sonnenschein. Schon schwebte über ihnen der süsslich-faulige Geruch des Wassers, schon tauchte auch der morsche Bau des Badehauses auf, aber Suhajda sprach nicht.

Frau Istenes, die Bademeisterin, die ihren Schopf mit einem knallroten Tuch umbunden hatte, öffnete die Kabinen und liess die Gäste ein: in die erste den Vater, in die zweite, in der sich Frau Suhajda umzukleiden pflegte, den Sohn.

Ausser ihnen hielt sich niemand am Strand auf, nur ein Bursche. Er besserte dort einen faulenden Kajak aus, und richtete rostige Nägel am Boden gerade.

Jancsi war zuerst ausgekleidet.

Er kam aus der Kabine, wusste aber nicht, was er tun sollte, denn er wagte nicht, ins Wasser zu gehen, nach dem er sich gesehnt hatte. Befangen sah er auf seine Füsse. Als sähe er sie zum ersten Male, betrachtete er sie mit grösster Aufmerksamkeit, während sich der Vater fertig machte.

Suhajda trat heraus in der kirschroten Badehose, ein wenig dick, aber muskulös, offen die schwarz behaarte Brust, die das Kind immer anstaunte.

Jancsi blickte auf ihn, um in seinen Augen zu lesen. Aber er sah nichts darin. Die Gläser des goldgeränderten Kneifers glänzten sehr.

Voll Scham sah er, ob der Vater in den See ging.

Erst dann schlich er nach, als Suhajda nach rückwärts sagte:

— Du kannst kommen.

Er folgte ihm mit einem Schritt Abstand. Er tauchte sich nicht ein, paddelte nicht gleich einem Frosch, wie sonst. Nur auf der Spur des Vaters stolperte er hinterdrein in Erwartung einer Aufmunterung. Suhajda merkte das. Über die Achsel, mürrisch setzte er ihm die Frage vor die Brust:

— Fürchtest du dich?

— Nein.

— Was hältst du dann Maulaffen feil?

Sie standen an dem Pfahl, wo das Wasser dem Kinde bis zu den Brustwarzen reichte, dem Vater aber nur gerade über den Leib. Beide kauerten sich nieder, genossen das Kosen des lauen Sees, der, apfelgrün in der Farbe, wie Milch um sie schäumte.

Suhajda erwachte vor Wohlbehagen zu neckend spielerischer Laune.

— Du bist ein Feigling, Freund!

— Nein.

— Doch, du bist feige.

Und schon packte er den Jungen, umfasste ihn mit beiden Armen und schleuderte ihn ins Wasser.

Jancsi flog durch die Luft. Mit dem Hinterteil klatschte er in den See. Das Wasser tat sich auf, dann schlug es mit geheimnisvollem Brausen wogend über ihm zusammen. Es dauerte einige Sekunden, bis er sich zappelnd herausarbeitete. Aus Nase und Mund prustete er Wasser. Mit beiden Fäusten rieb er sich die Augen, weil er nicht gleich sehen konnte.

— Ist dir schlecht? — fragte der Vater.

— Nein.

— Also dann noch einmal. Eins, zwei — und wieder umfasste er das Kind.

Als Suhajda „dre-i“ sagte, gab er ihm einen Schwung und schleuderte ihn seitlings fast auf den gleichen Fleck wie eben, doch etwas weiter, hinter die Pfähle, die die Verbindungsseile halten. So konnte er auch nicht sehen, wie der Junge mit einem Purzelbaum, den Kopf rückwärts gebogen, mit ausgebreiteten Armen in das Wasser stürzte. Deshalb wandte er sich auch um.

Gegenüber lag der Strand von Somogy. Der See flimmerte, als pochten Millionen und Abermillionen Schmetterlinge zitternd auf seinen Spiegel mit demantenen Flügeln.

Einige Augenblicke wartete er wie zuvor.

— Na, — sagte er schliesslich ärgerlich.

Dann drohend, heiser:

— Was machst du für Faxen? Mach keine Komödie!

Niemand antwortete.

— Wo bist du? — fragte er mit etwas erhobener Stimme und spähte mit seinen kurzsichtigen Augen vorwärts, rückwärts, auch weiter fort, ob er nicht dort auftauchte. Jancsi verstand nämlich ausgezeichnet, unter Wasser zu schwimmen.

Über all dem bekam Suhajda das Gefühl, dass bereits mehr Zeit verstrichen war als das erstemal zwischen Untertauchen und Emporkommen. Sehr viel mehr Zeit war vergangen.

Er erschrack auf das Höchste.

Er sprang auf, watete durch das Wasser hastig dem Punkt zu, wo der Junge wahrscheinlich in das Wasser geplumpst war.

Inzwischen schrie er fortwährend:

— Jancsi, Jancsi!

Auch hinter dem Pfahl fand er ihn nicht. Nun begann er mit beiden Armen den See zu schlagen, wie mit Schaufeln. Planlos stöberte oben und unten, versuchte auf den Grund des Sees zu sehen; das aufgewühlte Wasser gab jedoch den Blick nicht einmal eine Spanne weit frei. Nun tauchte er den bisher noch trockenen Kopf ein, seine Augen glotzten hinter dem Kneifer wie ein Fisch. Er suchte und suchte immerfort, legte sich in den Schlamm auf den Bauch, stützte sich auf den Ellbogen, hockte nieder, drehte sich im Kreise, bog sich zur Seite und mass jeden Fussbreit Raum pedantisch aus.

Der Junge aber war nirgends.

Überall war nur Wasser, des Wassers erschreckende Eintönigkeit.

Geschlagen richtete er sich mühevoll auf. Er holte tief Atem.

Solange er untergetaucht war, hoffte er dunkel, dass der Knabe inzwischen schon aufgetaucht war, dass er lachend vor ihm stand an dem Pfahle oder weiter fort, vielleicht war er zur Kabine gelaufen um sich anzukleiden. Jetzt jedoch wusste er, dass er, so lang auch die Zeit scheinbar gewesen war, doch nur ein, zwei Augenblicke auf dem Grund geblieben war und dass sein Kind nicht aus dem See gegangen sein konnte.

Über dem Wasser sah er eine Ruhe, eine Gleichgültigkeit, wie er sich bisher nie hatte vorstellen können.

— He, — brüllte er dem Strand zu, und erkannte dabei seine eigene Stimme nicht wieder. — Nirgends ist er!

Der Bursche, der den Kajak nagelte, machte mit der Hand einen Trichter vor seinem Ohr.

— Bitte?

— Er ist nirgends! — röchelte in ihm die Verzweiflung.

— Wer denn?

— Ich finde ihn nicht! — schrie er aus vollem Halse. — Hilfe!

Der Bursche legte den Hammer auf die Ruderbank, entledigte sich mit einem Fusstoss seiner Hosen, denn er wollte sie nicht nass machen, und trat in den See. Er eilte in vollem Lauf, aber es schien so, als ginge er behäbig. Suhajda tauchte inzwischen noch einigemale, kniete in das Wasser hinein, ging weiter vor, um auch in anderer Richtung zu suchen, und kehrte aus Furcht, sich zu entfernen, zurück an die Stelle, die er förmlich bewachte. Er hielt sich am Pfahl fest, um nicht zu taumeln.

Als der Bursche ankam, keuchte Suhajda betäubt. Er konnte auf seine Fragen nicht klar antworten.

Beide wälzten sich nur herum.

Frau Istenes am Strand rang die Hände.

Auf ihre Rufe hin liefen zwanzig, dreissig Leute zusammen, brachten Spitzhacken und Seile, selbst ein Kahn fuhr nach dem Schauplatz des Unglücks, was wirklich überflüssig war, bedeckte doch das seichte Wasser hier niemanden.

Schnell durchlief die Nachricht die Gegend, dass „jemand ertrunken sei“ und dies bereits als Tatsache.

In diesem Augenblick liess Frau Suhajda im Bauerngarten zwischen den Steinnelken das Häckeln. Sie stand auf, ging in das dunkle kleine Zimmer, wo vorher Jancsika seine Badehose gesucht hatte, schloss die Tür und machte sich auf den Weg zum Strand, wie sie ihm versprochen hatte.

Langsam schritt sie unter dem offenen Sonnenschirm dahin, der sie gegen das brennende Licht schützte. Dabei überlegte sie, ob sie baden sollte. Aber als sie an der Hecke von Bittersüss ankam, riss ihr der Gedankenfaden plötzlich ab; sie raffte sich zusammen, schloss den Sonnenschirm und fing an zu rennen und rannte den ganzen Weg, bis sie am Badehause anlangte.

Dort standen bereits zwei Gendarmen und die erregt murmelnde Menge, meist Bauernfrauen. Viele weinten.

Sofort verstand die Mutter, was geschehen war. Mit einem Schrei taumelte sie zum Strand, der geschlossenen Gruppe zu, in deren Mitte ihr kleiner Sohn lag. Man liess sie nicht heran. Man setzte sie auf einen Stuhl. Halb ohnmächtig fragte sie, ob er noch lebe?

Er lebte nicht mehr. Nach mehr als viertelstündigem Suchen waren sie auf ihn gestossen unmittelbar an dem Pfahl, wo der Vater stand. Als sie den Jungen herauszogen, schlug sein Herz nicht mehr, die Pupille reagierte nicht mehr auf Licht. Der Arzt stellte ihn auf den Kopf, schüttelte das Wasser aus ihm, machte künstliche Atmung, bewegte die kleinen, toten Arme lange, sehr lange, dann beobachtete er mit dem Hörrohr minutenlang das Herz. Dieses kam nicht in Gang. Da tat er seine Instrumente in die Tasche und ging fort.

Unerwartet, scheinbar aus Laune, war dieser Tod gekommen — nun war er schon Wirklichkeit für alle Zeiten, hart geformt und erhaben, wie die grössten Bergketten der Erde.

Die Mutter schaffte man auf einem Bauernwagen nach Hause. Suhajda sass noch immer in seiner kirschfarbenen Badehose am Strand. Von seinem Gesicht, von seinem Kneifer rann das Wasser, die Tränen. Fassungslos wimmerte er immerzu:

— O weh, weh, weh!

Zwei halfen ihm auf. Sie führten ihn in seine Kabine, damit er sich ankleide.

Es war noch nicht drei Uhr.

DER BAUER

LADISLAUS MÉCS

*Er ist Adam: an der Menschheit Ursprungschwelle
erdgeformt und tragisch, erster Held der Bibel,
unter Gottes Fluche Satans Spiessgeselle.*

*Gleich wie er vertrieben ward aus selgem Eden,
so blieb er auch heute; scheut nicht Fluch und Stürme,
trotzig widerstrebend, Stirne bietend jedem!*

*Schweiss von Antlitz, Seele, — so steht es geschrieben, —
soll dir deine Arbeit zu dem Brod verkneten:
stets war's seine Nahrung, und ist es geblieben.*

*Ist es Fluch: der richte; Hagel, Eis: vernichte;
ob mit Gottes Willen, — gegen seinen Willen
pflegt er treu den Acker, dass er Segen schichte.*

*In der Furche Kloss, in Evas Schooss muss senken
er sein künftig Loos; die Zukunft ihn nicht ängstigt:
Weheweiber können keinen Keim dort kränken.*

*Auf Kraftwagen, Zügen, auf Aeroplanen
fliehen von der Erde, vom Schöpfer die andern
Menschen, um zu mindern ihres Fluches Bahnen.*

*— Er doch wurzelt weiter im Brachfeld, im Dünger,
hebt aus Schmutz empor sein Leben hoch zur Sonne,
Christusknospen zeugend, als ein Gottesjünger.*

*Wenn es Fluch ist, sei's Fluch! er wird ihn bezwingen;
nach vieltausend Jahren trägt er ihn auch jetzt noch;
fliessen seine Tränen, weint er, um zu düngen.*

*Herrenvolk im Sommer birgt sich vor der Sonne,
Giert in üppgen Bädern, kriecht in alle Schatten;
Auf Wunschrossen drängt es hin zu sündger Wonne...*

*Glieder braun, gleich Bronzen, Held der Sonnenheisse
wirkt er oft, zu tausend wimmelnd, auf den Feldern,
um das Brot zu taufen mit dem Lied, dem Schweisse.*

*Ihn schlagen die Hufe aller Sturmespferde;
zum jungen Titan küsst ihn das junge Maien,
in ihm wird geweiht die Menschheit dieser Erde...*

Übersetzt von Árpád Guilleaume

OSZK

Nemzeti Széchényi Könyvtár

ÜBER DEN FELDERN

JOHANN BARTALIS

Vater, Sohn und Heil'ger Geist schweben ob den Äckern.
Durch die Gräser schreit' ich als ein Unruhegeist dahin.
Rispen peitschen meinen Kniee.
Blütensamensegen stäubt von ihnen.
Eine ros'ge Wolke schwebt mir nach.
Breit und wüst klafft meine Fährte,
Wie ich vorwärts schreite; —
Doch bis abends kommen seichte Winde,
Tau, der frisch belebend fällt;
Und sie richten die geknickten Halme wieder auf.
Niemand wird es wissen,
Dass ich dort geschritten heute
Durchs mähbare Gras,
Dass ich, Menschenungetüm, gedrungen
Durch der Gräserbrüder friedliche Gesellschaft.
Nieder hab' gestampft ich grausam
Viele Rasenhäuserchen und Kirchen.
Grausam habe ich zertreten
Grasesarme, die zur Sonne flehten,
Schwache Sternchen.

Vater, Sohn und Heil'ger Geist schweben ob den Äckern.

Übersetzt von Friedrich Lám



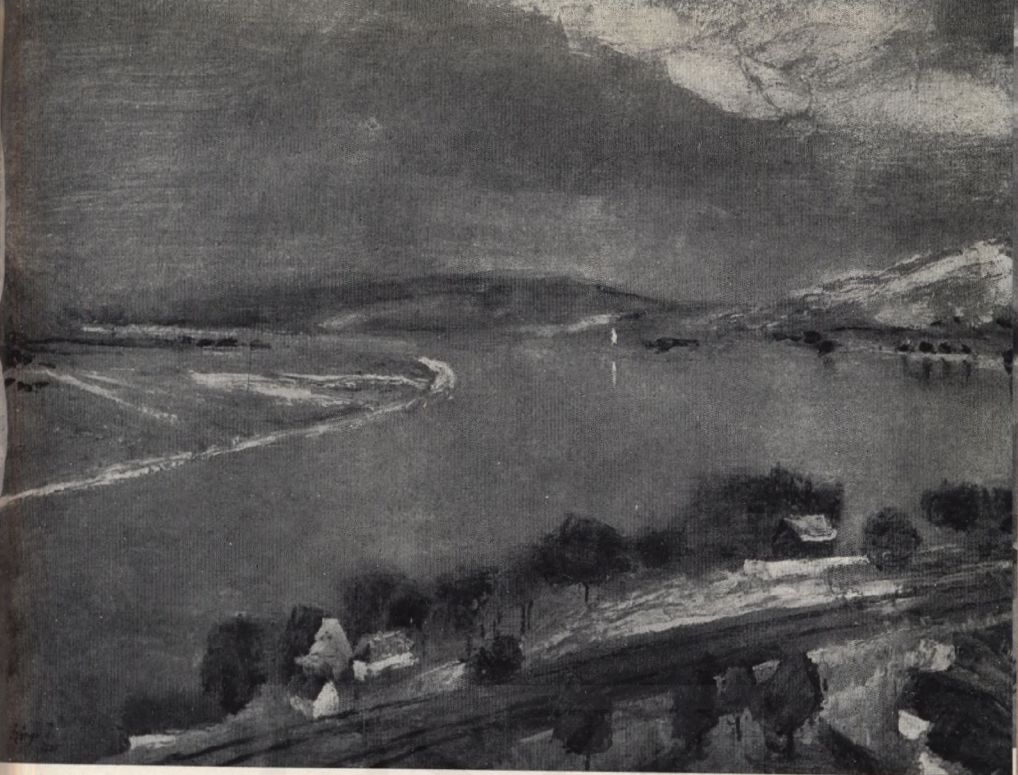
OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

DONAU LANDSCHAFTEN VON STEFAN SZŐNYI

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár



OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár



OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

RUNDSCHAU

LÁSZLÓ VON BÁRDOSSY ÜBER UNGARNS EUROPÄISCHE SENDUNG

Unter diesem Titel veröffentlicht die Europäische Revue (Juli 1941) einen umfangreichen und tiefgreifenden Aufsatz von Ministerpräsidenten László von Bárdossy, auf dessen Gedankengang auch wir unsere Leser nachdrücklich aufmerksam machen möchten. Einleitend streift der Aufsatz die Frage der Wechselbeziehungen zwischen Nationen, die dabei doch ihre vollkommene Eigenständigkeit wahren. Auch Ungarn empfing — heisst es dann — „von dem Zeitpunkte an, da Stefan der Heilige... sein Volk dem Christentum zuführte und das Land in die Gesittung des Abendlandes einschaltete,... von den führenden Völkern des europäischen Kontinents, in erster Reihe vom deutschen Volke, immer wieder entscheidende Einflüsse, es erfüllte aber auch stets eine eigene Aufgabe. Die Zusammenfassung des Karpathenbeckens zu einem einheitlichen Staatsgebilde von westlich-christlicher Prägung ist eine Leistung des Ungartums, die auch vom Gesichtspunkte der mitteleuropäischen und der gesamteuropäischen Entwicklung eine hohe Bedeutung besass. Dieser ungarische Staat, der im Mittelalter eine ansehnliche Grossmachtstellung erreichte, erfüllte die historische Aufgabe, den abendländisch-christlichen Kulturkreis, namentlich die Mitte des Kontinents, dadurch zu stärken, dass er zuerst den östlichen Kultureinwirkungen, dann auch den vom Osten ausgehenden Machtbestrebungen entschiedenen Widerstand leistete und die westlichen Einflüsse nach dem Südosten weiterstrahlte. Von der Gründung des christlichen ungarischen Staates an entfaltete Ungarn selbst auf dem Höhepunkt seiner Machtstellung nur in südlicher Richtung, das heisst nach den halbzivilisierten, unter byzantinischem Einfluss stehenden Völkerschaften hin, eine dauernde Expansionspolitik. Diese Politik hatte anfangs die Funktion, den Einflussbereich der abendländischen Kultur zu erweitern und zwischen den beiden Kaiserreichen, dem deutschen und dem oströmischen, eine befriedete Zone zu schaffen, die jeden westlichen Einfluss nach dem Orient weitergab, von dort aber keine dem westeuropäischen Geiste fremde Einwirkungen nach dem Westen dringen liess. Diese Aufgabe erfüllte Ungarn mit seiner eigenen Methode. Ein starkes Königtum... war imstande dem ganzen Karpathenbecken eine straffe Organisation zu geben und das ungarische Volk, das damals dieses ganze Gebiet auch technisch zu durchdringen vermochte, zahlenmässig etwa dem französischen oder englischen ebenbürtig zu gestalten. Die ungarische Grossmacht des Mittelalters vermochte zum Beispiel drei Viertel des europäischen Goldbedarfs aus dem Ertrag der königlichen Bergwerke zu decken und einige Jahrzehnte vor der Katastrophe, die das Vordringen der türkischen Macht über Ungarn brachte, erlebte das Land unter dem Renaissancekönig Matthias noch eine kurze Periode höchster kultureller Blüte“.

Sodann werden der heldenmütige Einsatz Ungarns im Schutze des christlich-abendländischen Europas gegen die Türken und die furchtbaren Folgen der

Osmanenherrschaft für Land und Volk umrissen. Auch nach der Befreiung des Landes von den Türken folgte nicht die Zeit einer ruhigen Entwicklung, da die absolutistisch-dynastische Politik der Habsburger stets zu Konflikten und Störungen Anlass gab. Die Habsburger wollten Ungarn als Provinz einverleiben. Gegen dieses Bestreben wehrte sich das Ungartum, worauf Wien mit einer systematischen Politik der wirtschaftlichen Niederhaltung und nationalen Benachteiligung antwortete. „Die Folgen dieser Politik bestanden vornehmlich darin, dass Ungarn ein zurückgebliebenes Agrarland blieb, während in Böhmen das industrielle Kerngebiet der Monarchie entstand, ferner dass das Ungartum in nationaler Hinsicht geschwächt wurde und die verschiedenen nichtungarischen Nationalitäten, vornehmlich Slawen und Rumänen, gegen das Ungartum gerichtete Machtbestrebungen entwickelten, die bei den Wiener Hofkreisen stets bereitwillige Unterstützung fanden. Auf ungarischer Seite löste diese methodisch auf die Schwächung des Ungartums angelegte Politik nun wieder Gegnerschaft und Erbitterung aus. Hieraus entstand jene dem ausländischen Beobachter vielleicht schwer verständliche ungarische Haltung, die allem, was von Wien herkam, mit Ablehnung und Misstrauen begegnete und vielfach den Groll gegen die Dynastie, so wenig diese mit dem starken spanisch-italienischen Einschlag ihrer höfischen Atmosphäre als ein Vertreter wahren Deutschtums angesprochen werden konnte, auch auf alles Deutsche übertrug“.

„... Solange das deutsche Volk in seinen Stämmen noch nicht geeint war, brauchte Mitteleuropa eine einigende und organisierende Macht (die Monarchie), und das Ungartum selbst, dessen ureigenste Sendung in der Zusammenfassung des Karpathenbeckens zu einer politischen Einheit besteht, war in seinem durch die Türkenkriege erschöpften Zustand auf die Anlehnung an ein größeres Machtgebilde angewiesen. Das harmonische Zusammenleben mit der größten mitteleuropäischen Macht, dem Deutschtum, war überdies sozusagen ein Axiom jeder selbständigen ungarischen Politik vom Mittelalter an. Die Balkanisierung ganz Mitteleuropas, die durch den Diktatfrieden nach dem ersten Weltkriege bewirkt wurde, war ein besonders lehrreiches Beispiel für die Schäden, die sich für ganz Mitteleuropa aus dem Fortfall eines einigenden und organisierenden Machtgebildes in diesem Raume ergeben mussten. Deutschtum und Ungartum hatten einen harten gemeinsamen Kampf zu bestehen, um die schädlichen Folgen ihrer Atomisierung und Balkanisierung zu bekämpfen, die im Rücken Deutschlands, über das gewaltsam geschwächte Ungarn hinweg, jedem raumfremden Einfluss ins Herz Europas Einlass gewährte, und die gemeinsam erkannte Notwendigkeit dieses Kampfes war es, die das im Nationalismus Adolfs Hitlers erneuerte Deutschland mit dem nach dem Kriege im Zeichen des christlichen Nationalismus innerlich wiedergeborenen Ungarn zusammenführte. Nicht die Anlehnung an ein größeres Machtgebilde an sich war es also, die Ungarn zu einem wenig zufriedenen Teil der Habsburg-Monarchie machte, und die Gegensätze, die damals der ungarischen Politik ihren Stempel aufdrückten, sind trotz oberflächlicher Erscheinungen — wie der Kampf Ungarns gegen die deutsche Kommandosprache — schon gar nicht als eine Abwehrstellung des Ungartums gegen das Deutschtum zu betrachten. Sofort nach der Wiedererlangung der staatlichen Unabhängigkeit erkannte ja das ungarische Volk in Deutschland den natürlichen Verbündeten. In der Habsburgerzeit — von den Türkenkriegen bis zum ungarischen Freiheitskampf 1848/49 und darüber hinaus — kämpfte das Ungartum innerhalb der Monarchie gegen ein dynastisches Prinzip, das allem

Nationalen fremd gegenüberstand und sogar, was noch schlimmer ist, nationale Bestrebungen als Mittel der eigenen Politik im Sinne der Beherrschung durch Teilung benützte“.

„Diese Erscheinung führt uns nun zurück zur Analyse der Lage Ungarns, wie sie sich unter der Einwirkung der Wiener Politik gestaltete. Denn ausser der wirtschaftlichen Verwahrlosung des Landes, die darauf zurückzuführen war, dass die Wiener Politik es nicht zuließ, die ungeheuren Verheerungen der Türkenzeit wiedergutzumachen, entstand im 19. Jahrhundert ebenfalls unter dem Einfluss der habsburgischen Hofpolitik ein neues Problem, das in der Folge zur verhängnisvollsten Frage der ungarischen, ja der ganzen mitteleuropäischen Politik werden sollte; das Problem der nichtungarischen Nationalitäten...“

„... Das auf die Hausmacht der Dynastie basierte Österreich, das ein Konglomerat verschiedenster Volkselemente war, erwies sich mit der Zeit als überlebt: als das von Adolf Hitler geführte Deutschtum reif zur historischen Aufgabe geworden war, die Vereinigung der deutschen Stämme im deutschen Lebensraum durchzuführen, erschien es als notwendig und natürlich, die Kerngebiete der ehemaligen österreichischen Kronländer, deren Sonderstellung ausserhalb der deutschen Einheit keinen Sinn mehr hatte, mit dem Deutschen Reich zu vereinigen. Um dieses Ziel zu erreichen, mussten vorerst gewisse Staatsgebilde beseitigt werden, die vom Konzern der Versailler Mächte in der erklärten Absicht errichtet worden waren, die Verwirklichung der deutschen Einheit zu hintertreiben. In Ungarn hinwieder handelte es sich um ein Nationalitätenproblem, das verhängnisvolle Folgen zu zeitigen begann, als das Bestreben der nichtungarischen Völkerschaften, ihre völkische Eigenart zu wahren und zu entfalten, mit der auf die Einheit des Karpathenbeckens gegründeten ungarischen Staatsidee — also einer europäischen Notwendigkeit entsprechenden konstruktiven Idee — in Kollision geriet...“

„Als im Kreise der fremdsprachigen Nationalitäten des ungarischen Staates das nationale Prinzip — wie schon erwähnt, unter Mithilfe der Wiener Hofpolitik — ein gegen den ungarischen Staat gerichtetes Gepräge anzunehmen begann, blickte die Sonderexistenz der Nationalitäten in Ungarn schon auf mehrere Jahrhunderte zurück. Während dieser langen Periode hatten diese Nationalitäten im ungarischen Staate im Vollbesitz ihrer kirchlichen Sonderorganisation eine verhältnismässig hohe Kulturstufe erreicht. Unter ungarischem Einfluss und mit ungarischer Hilfe hatten Serben und Rumänen in Ungarn eine eigene Literatur und ein Schulwesen entwickelt, als ihre Stammbrüder jenseits der Grenzen noch in einem halbzivilisierten Zustande lebten. In Ungarn wurden die ersten rumänischen und serbischen Bücher gedruckt, und die Serben Ungarns haben ihre kulturelle Überlegenheit über ihre unabhängigen Volksgenossen bis in die jüngste Zeit bewahren können, was an sich schon ein schlagender Beweis gegen die Behauptung ist, dass sie in Ungarn in nationaler Hinsicht unterdrückt waren. Objektiv konnte unter solchen Umständen von einer Unterdrückung nicht gesprochen werden; doch lässt sich nicht leugnen, dass von der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts an die Nationalitätenfrage das ungarische politische Leben immer mehr vergiftete. Noch das den nationalen Wünschen der fremdsprachigen Volksgruppen grosszügig entgegenkommende Deáksche Nationalitätengesetz (1868) zeigte, dass der ungarische Staat ehrlich den Frieden mit den Nationalitäten wünschte. Trotzdem musste es zum Kampfe kommen, und wenn in diesem Kampfe auch von ungarischer Seite Fehler begangen wur-

den, so muss man bedenken, wie schwer damals die Lage des Ungartums war, das, zwischen Wien und den Nationalitäten eingeklemt, an der Lösung seiner Probleme von verschiedenen Seiten behindert wurde. Heute sieht man jedenfalls, dass die Richtung, die in der politisch führenden Schicht der Nationalitäten im 19. Jahrhundert die Oberhand gewann, vom ungarischen Staate, solange dieser auf seine Mission, die einheitliche Zusammenfassung des Karpathenbeckens, bedacht war, bekämpft werden musste; denn diese Tendenz richtete sich auf die Sprengung der ungarischen Staatseinheit. Die Volkstumsbelange der Nationalitäten waren in Ungarn nie gefährdet. Zu einem Kampf um sie kam es erst, als der Kampf eigentlich schon um einen ganz anderen Punkt: um Fortbestand oder Auflösung des ungarischen Staates, geführt wurde“.

„In diesem Kampf musste Ungarn am Ende des Weltkrieges, den es hingebungsvoll an der Seite Deutschlands durchgekämpft hatte, zeitweilig unterliegen. Die Folgen zeigten, welche Kräfte es waren, die es zu Falle brachten. Nicht um die Freiheit ging es: die neuen Staaten, die auf den Trümmern des tausendjährigen Ungarn errichtet wurden, waren keine Stätten der Freiheit, ihre Herrscherschichten haben nicht nur die ihnen anvertrauten deutschen und ungarischen Millionen, sondern in vielen Fällen sogar diejenigen Völker unterdrückt, die sie angeblich als Brüder zu befreien kamen. Es genügt, auf den späteren echten Befreiungsdrang der Slowaken und Kroaten hinzuweisen. Diese neuen Staaten waren vielmehr Machtgebilde im Dienste bestimmter weltpolitischer Konzeptionen. Schon vom Augenblick an, da der Wiener Hof die russische Armee herbeirief, um den ungarischen Freiheitskampf im Jahre 1849 niederzuwerfen, war der Weg der künftigen Entwicklung vorgezeichnet. Die slawischen und rumänischen Nationalisten erblickten wohl damals in Wien einen Verbündeten gegen die Ungarn — aber sie gewöhnten sich bald daran, über Wien viel weiter, nach St. Petersburg, zu blicken; und als der Sieg mit russischer Hilfe über Ungarn errungen war, wusste man in Wien noch nicht, dass dieser Eingriff Aspirationen hochzuchtete, die in der Folge nicht nur für Ungarn, sondern für die ganze Monarchie verhängnisvoll werden sollten“.

„Dieses Verhängnis erfüllte sich im ersten Weltkrieg, der um die europäische Ordnung geführt wurde. Er endete mit einem zeitweiligen Sieg der Kräfte, die sich gegen das deutsche Volk verbunden hatten — mit dem Versuch, eine europäische Machtstruktur aufzurichten, die das deutsche Volk in ewiger Ohnmacht darniederhalten sollte. Diesem Zwecke diente das politische Gebilde, das an Stelle der alten Monarchie durch die Versailler Mächte errichtet wurde. Die Bestrebungen jener Nationalitätenführer, die auf die Sprengung des ungarischen Staates hingearbeitet hatten, trafen sich von Anfang an mit den Macht Tendenzen zur Einkreisung Deutschlands. Die Staaten, in denen sie die Führung an sich rissen, waren ihrem tiefsten Wesen nach Anhängsel ferner Mächte, das Dasein dieser Staaten hing an den Fernverbindungen, die sie, nachdem das zaristische Russland von der europäischen Bühne abgetreten war, nur noch mit dem Westen unterhielten, dessen raumfremde Mächte in ihnen stets willige Mittel zur Beeinflussung der mitteleuropäischen Politik fanden“. „... Seit dem Weltkriege 1914—18 stand die ungarische Politik folgerichtig im Dienste des Revisionsgedankens. Ungarn konnte sich im Bewusstsein seiner eigenen historischen Mission mit einer mitteleuropäischen Ordnung nicht abfinden, deren Grundlage die Zerreißung des Karpathenbeckens war. Aus der späteren Entwicklung ist es klar geworden, dass der ungarische Widerstand auf richtiger

Einschätzung der Notwendigkeiten der europäischen Entwicklung beruhte. Durch die Verknüpfung des Karpathenbeckens mit raumfremden weltpolitischen Interessen wurde dies Gebiet in einen Machtkampf hineingezerzt, der nur mit der Zerreißung der raummässig unzulässigen Bindungen und der Wiederherstellung natürlicher Einheiten enden konnte. Deutschland und Italien erwiesen sich als die Mächte, deren innere Erneuerung dazu berufen war, dieses Neuordnungswerk siegreich zu vollenden. Die Neuordnung wird allen Völkern Südosteuropas den Frieden bringen, den sie während der Herrschaft der von Versailles und Trianon gestifteten Unordnung so schmerzlich entbehren mussten. Selbst jene Völker, die von den Urhebern der Friedensdiktate mit einer unnatürlichen und daher zerbrechlichen Grossmachtstellung ausgestattet worden waren, werden am Ende zu den Nutzniessern dieser Neuordnung gehören. Sie geben schliesslich nur eine falsch begründete und irrealer Machtstellung für die real unterbaute Ruhe und Sicherheit produktiver Arbeit auf. Ungarn aber, das seine Zukunft von Anfang an mit starkem Glauben an den als unausbleiblich erkannten Aufstieg Deutschlands und der deutsch-italienischen Achse knüpfte, erkennt im neuen Europa freudig den Platz, den ihm seine ureigenen Zielsetzungen an der Seite der Achsenmächte weisen“.

„Durch diese Mächte erhielt Ungarn Gebiete zurück, die ihm gewaltsam und ungerecht entrissen worden waren, um in Mitteleuropa ein Machtgebilde zu errichten, dessen Interessen den wahren mitteleuropäischen Belangen entgegengesetzt waren. Im neuen Europa wird der ungarische Staat seine historische Aufgabe als Ordnungsmacht und ordnende Macht des Karpathenbeckens wieder erfüllen können. In dieser Erkenntnis befolgt er, seitdem der Neuordnungsprozess der Achsenmächte siegreich in Gang gekommen ist, eine Politik des Pflichtbewusstseins und der Verantwortung. Ungarn kennt keine Sonderziele und hat keine Bestrebungen, die sich nicht restlos aus den wahren und natürlichen Lebensbedingungen des Karpathenbeckens erklären liessen. Durch die Rückgliederung einer ganzen Reihe bedeutsamer Gebiete wieder einmal zu einer ansehnlichen Mittelmacht geworden, vom herzlichsten Vertrauen zu seinen grossen Verbündeten und den friedlichsten Absichten gegenüber den Nachbarvölkern getragen, ist Ungarn bereit, der seiner in der europäischen Neuordnung harrenden Aufgaben gerecht zu werden, und es hofft zuversichtlich, dass auch diese Neuordnung seinem aufrichtigen Willen zur Mitarbeit am grossen Aufbauwerk unter historisch und raummässig bedingten gesunden Voraussetzungen gerecht werden wird“.

Spende an die U.-D. G. Die Ergebnisse der vielseitigen und wirksamen Tätigkeit der U.-D. G. um die Pflege der deutsch-ungarischen kulturellen und freundschaftlichen Beziehungen finden sowohl im Reich als auch in Ungarn stets zunehmende Anerkennung. Ein Zeugnis dafür ist die Opferwilligkeit, mit der die Arbeit der

Gesellschaft neuerdings von deutscher und ungarischer Seite in gleicher Weise gefördert wird. Neuestens liess Herr Dr. Erich Lübbert aus Berlin den namhaften Betrag von 20.000 Pengő der U.-D. G. als Spende zukommen, um hiedurch seine Anerkennung für ihre Tätigkeit zum Ausdruck zu bringen. Für die reiche Spende sprach bei dem

Aufenthalt Herrn Dr. Lübberts in Budapest Geheimrat Andreas von Tasnádi Nagy, Präsident der U.-D. G. persönlich seinen wärmsten Dank aus.

Deutsche Auszeichnung des Generalsekretärs der U.-D. G. Der Führer und Reichskanzler hat dem Generalsekretär der U.-D. G., Prof. Dr. Alexander Varga von Kibéd den Verdienstorden vom Deutschen Adler I. Stufe verliehen. Es versteht sich von selbst, dass die Auszeichnung des verdienstvollen Geschäftsführers unserer Gesellschaft auch von dem Mitarbeiterkreise unserer Zeitschrift mit Freude und Genugtuung zur Kenntnis genommen wird.

Das grössere Ungarn. Martin Bethke berichtet in der *Deutschen Allgemeinen Zeitung* (17. Juni 1941) eingehend und mit grosser Sachkenntnis über die Rückgliederung altungarischer Gebiete an den ungarischen Staatskörper und über die wirtschaftlichen und sozialen Folgen des Gebietszuwachses. Wir bringen hier einige Sätze aus dem beachtenswerten Aufsatz: „Eine besonders erfreuliche Folge der ungarischen Landgewinne ist die, dass Budapest nicht mehr der ungesunde Wasserkopf eines kleinen Landes ist. Mit seinen 1·1 Millionen Einwohnern und den über 1¼ Millionen Gross-Budapests war es wie eine schwere Last auf einem zu schmalen Körper. Heute tritt es in seine natürliche Rolle als politischer, kultureller und administrativer Hauptort zurück, neben dem die stattliche Reihe grosser Provinzstädte wieder ihre selbstverständliche landschaftliche Führungsrolle übernehmen kann, nachdem das Land wieder aus dem Rahmen einer grossen Provinz, für die ein Zentrum genügt, herausgewachsen ist. Jetzt sind sie wieder bedeutend geworden, die grossen Städte der Tiefebene Debreczin und Szeged, die Hauptstadt Ungarisch-

Siebenbürgens, Klausenburg, Grosswardein und Maria-Theresiopel (zwanzig Jahre lang Subotica genannt), die zu gegnerischen Grosstädten degradiert waren, Kaschau, die Hauptstadt des Oberlandes, und Neusatz, das alte volksdeutsche Kulturzentrum im Serbenstaat. Sie alle haben ihr kulturelles Gewicht wiedergewonnen.“ Ferner weist Verf. nachdrücklich darauf hin, dass sich der neugewonnene wirtschaftliche Reichtum im zukünftigen nationalen und völkischen Ungarn aufs günstigste auswirken werde. „Landwirtschaft, Forsten, Bergbau, Wasserwirtschaft im nun grösseren Ungarn werden vermehrte Zukunftsgeltung gewinnen. Volksgruppenfragen, soziale Probleme und Judenfragen, Wehrwirtschaft und die Herstellung freundschaftlicher Beziehungen zu allen Nachbarn werden auf eine Reihe von Jahren ihre Forderungen auf guten Willen, Intelligenz und angespannte Leistung erheben. Aber die Möglichkeiten zur Lösung sind schon allein durch die Tatsache gegeben, dass der kleine Trianon-Staat die innere Fähigkeit aufbrachte, sich zum grössten Staat im Südosten zu formen, dessen Ehrgeiz es sein dürfte, nun auch am ehesten der ausgeglichene und damit wirklich innerlich stärkste zu werden“.

Ungarischer Reitergeist einst und jetzt. Einen fesselnd geschriebenen Aufsatz bringt unter diesem Titel die *Rheinisch-Westfälische Zeitung*, Essen (Morgenausgabe 16. Mai 1941). Verf., der die ungarische Geschichte gründlich kennt, zeichnet einen lebendigen Aufriss der europäischen Geschichte des Ungartums. „Eine altdeutsche Urkunde erzählt von der frohen, gutmütigen, offenen und menschlichen Denkungsart der *wilden Reiter*, als die die Ungarn wohl zu Unrecht in der damaligen Zeit vielfach bezeichnet wurden. Die Streifzüge dienten der Sicherung

der neugewonnenen Heimat des ungarischen bisherigen Nomadenvolkes im Karpathenbecken. Mit dem Sesshaftwerden hören die Streifzüge und die nomadische Lebensform überhaupt auf. Der Name der Ungarn als Soldatenvolk tritt in kriegerischen Unternehmungen auch weiterhin immer wieder hervor, wobei sie unter schweren Kämpfen und oft überaus blutigen Verlusten die Sturmwellen jüngerer asiatischer Völker, der Kumanen, Tartaren und Türken abwehren. Die Ungarn dienten hier als äusserstes Bollwerk der europäischen Kultur und ihre Geschichte ist mit heroischen Kämpfen gegen diese ihre Existenz und Europa bedrohenden Stürme durch Jahrhunderte ausgefüllt. In diesen langen und schweren Kämpfen, die überwiegend in Reiterschlachten und Operationen berittener Kräfte durchgeführt wurden, errang das ungarische Soldatentum Weltruf. Die leichte ungarische Kavallerie wurde das Vorbild für die Schwesterwaffen aller europäischer Völker und das ungarische Wort *Husar*, die traditionell verschnürte Uniform der Reiterwaffen, von fast allen europäischen Völkern übernommen. *Friedrich der Grosse* und sein berühmter Reitergeneral *Ziethen* haben sich ungarische Kavalleristen als Lehrer ihrer berittenen Truppen verschrieben. Frankreich, England und Spanien bildeten Husarenregimenter nach ungarischem Vorbild. Der ungarische Reiter- und Soldatengeist, der einen so starken Einfluss auf die soldatische Entwicklung Europas nahm, ist gekennzeichnet durch eine Reihe militärischer Tugenden, die zusammen den echten Reitergeist ergeben: Unternehmungslust, Entschlusskraft, Schnelligkeit, Kampfeslust und Angriffsschwung sowie selbstständiges Handeln, auch auf einsamem oder scheinbar verlorenem Posten. Diese Merkmale sind bis heute die wesentlichen Züge ungarischen Soldatentums geblieben: der

reiterliche-ritterliche Husarengeist hat sich auch auf die übrigen Waffengattungen der ungarischen Wehrmacht übertragen. Während im Weltkrieg, der im Schützengrabenkampf erstarrte, sich kaum Gelegenheit bot, diese ungarischen Soldatentugenden voll zur Geltung zu bringen, bietet das moderne Kampfverfahren mit seinen Panzerverbänden und schnellen Truppen, mit seinen Luftstreitkräften und schnellen Fallschirmeinheiten für die Entwicklung der soldatischen Tugenden des alten ungarischen Reitergeistes neue Möglichkeiten. Hier wird rasche und kühne Beweglichkeit, blitzschnelles Handeln, verantwortungsfreudige Entschlusskraft, zähes Aushalten in isolierten Lagen verlangt; alles das sind aber die ererbten soldatischen Tugenden des ungarischen Reitergeistes.“

Der Garten des Nachbarn. Unter diesem Titel eröffnet *Siegfried Melchinger*, der kulturpolitische Schriftleiter des *Neuen Wiener Tageblattes* „Europäische Gespräche“, deren erstes (5. Juli 1941) ungarische Geistigkeit und Dichtung mit bisher beispiellosem Verständnis und Scharfblick behandelt. Verf. zeichnet den tiefgehenden Klärungsprozess der jüngsten Vergangenheit im geistigen Leben des Ungarums, den Prozess, der sich insbesondere um die Begriffe von „Nation“ und „Ungartum“ verdichtete. Mögen hier einige Abschnitte aus den reizvollen und anregenden Ausführungen dieses „Gespräches über Ungarn“ folgen: „Man kann vielleicht sagen, dass in der ungarischen Literatur der letzten Jahrzehnte ständig zwei verschiedene Welten nebeneinander gelebt haben... Wer zu dem echten Ungarischen vorstossen will, muss das Dickicht der Grosstadt und ihrer ungelösten Probleme zerteilen. Er wird es finden, er wird es in grossartig frischer Schaffenskraft am Werk finden, und er wird als erste Er-

kenntnis mit nach Hause nehmen, dass das Echte sich dieses Land zurückerobern wird und dass ihm dabei die europäische Gesamtentwicklung die entscheidende Flankendeckung geben kann. Es ist also hier (wie anderwärts) so, dass gerade das National-Echte erst im Gefüge des neuen Europas zu der ihm zukommenden Weltgeltung gelangen wird... Was ist es nun, das wir als ungarische Stimme im Konzert der Nationen Europas hören werden? Auch hier werden die Antworten draussen überraschen. Denn es ist das im tiefsten Sinn Soziale, das die Wandlung im ungarischen Geiste eigentlich herbeigeführt hat... Gegenstand der sozialen Bemühung waren wie überall die Ärmeren, aber in Ungarn sind gerade die Armen, die Bauern und Hirten, identisch mit dem eigentlich echten Volk. Das geht so weit, dass man den Begriff *sozialistisch* geradezu mit dem Begriff *völkisch* identifiziert. Es ist im Grunde *eine ganz eigene und natürliche Abwandlung der national-sozialistischen Idee*, die sich hier frühzeitig vollzogen hat, ohne dass irgendwelche Einflüsse dabei möglich gewesen wären. Der Widerstand gegen die grosstädtisch vermischte und internationalisierte Welt gehörte zum Programmpunkt dieser Sozialisten... Aus der Bauernliteratur, die immer kämpferisch war und es auch heute noch sein muss, wuchsen die Kräfte, die das Fremde im eigenen Land einst ganz überwinden werden. Und gerade sie ist berufen, im Konzert der europäischen Nationen eine erste Stimme zu spielen. Móricz erbaute mit einer fast glücklichen Geste vor uns das Zukunftsbild dieses Europas, in dem auch die geistigen Zollschränken niedergelegt sind und in dem alle Literatur, die mithilfe, der Menschheit ein besseres Los zu gewinnen, Bedürfnis sei. Wir werden uns bemühen müssen, dieses echte Ungarn zu erkennen und ihm

zur Geltung in Europa zu verhelfen... So kann die Nachbarschaft fruchtbar werden für jene europäische Weite des Geistes, in der sich der Austausch des Nationalen zu einem blühenden Nebeneinanderleben der Völker auf dem Kontinent entfalten wird“. Wir wollen zu diesen geistvollen Ausführungen, denen wir lebhaft zustimmen, nur hinzufügen, dass auch unsere Zeitschrift mit allen ihren Kräften um diesen „Austausch des Nationalen“ bemüht ist.

Kulturmorphologie der deutsch-ungarischen Schicksalsgemeinschaft.

Seit Jahren erschien auf dem ungarischen Büchermarkte kaum ein bedeutenderes und zeitgemässeres Buch, als das im *Verlag Danubia* nunmehr in dritter Auflage vorliegende Werk des Pedagogen der Budapester Universität Ludwig *Prohászka: Der Wanderer und der Herumirrende*. Eine lange und leidenschaftliche Diskussion von führenden Persönlichkeiten des Ungartums, Soziologen und Publizisten knüpft sich an dieses Buch. Bald wurde seinen Ausführungen lebhaft zugestimmt, bald wurden sie heftig abgelehnt; die Urteile von verschiedenster Haltung und Gefühlslage über das Buch würden allein einen stattlichen Band füllen. Einige zusammenfassende Urteile: „Der Weg zum Verständnis des ungarischen Schicksals führt von nun an über Prohászka's Werk“, — „Die bedeutendste Vorarbeit zur Charakterologie der ungarischen Nation“, — „Das Werk wird stets ein Wegweiser der ungarischen Philosophie bleiben“, — „Der erste Versuch von ernster philosophischer Grundlegung zur Charakterologie des Ungartums“, — „Noch niemals wurde ungarisches Schicksal durch die Philosophie in so weiter Sicht erschlossen“, — „Beinahe aus dem Nichts schuf er die erste Philosophie der ungarischen Volksgemeinschaft, der na-

tionalen Selbsterkenntnis“, — „Prohászka fasst alles zusammen, was heute ein verantwortungsbewusster Mann über die Frage nach dem Wesen des Ungartums zu sagen hat“. Diesen beispiellosen Widerhall verdankt das Werk dem Umstand, dass es in der Tat ein brennend zeitgemässes Thema behandelt. Mit Recht wies der führende Kritiker der ungarischen Sozialwissenschaft, Georg von Trócsányi auf die europäische Bedeutung des Buches hin: „Besondere Beachtung verdient das Werk Prohászka's dadurch, dass es das Schicksal des Ungartums in seinen Beziehungen zu dem Deutschtum untersucht, und somit zugleich als kulturmorphologische und geschichtsphilosophische Grundlegung der deutsch-ungarischen Kulturgemeinschaft zu betrachten ist“. Prohászka ist in gewissem Masse Schüler Leopold Zieglers, doch nur in der Methode. Im wesentlichen ist er ein eigenwilliger Denker mit ungarischem Blick, aber zugleich europäischer Weitsicht. Einleitend setzt er sich eingehend mit den verschiedenen Entstehungsarten von Nationalbildnissen auseinander. Sodann untersucht er das Selbstbildnis der einzelnen europäischen Nationen, der Griechen, Römer, Spanier, Franzosen, Engländer und Italiener. Dem einführenden Abschnitt folgt das Bild des Deutschtums in der Gestalt des Wanderers, dem sein ewiger Weggenosse und oft widerspenstiger Partner, das Ungartum in der Gestalt des Herumirrenden zur Seite gestellt wird. Die Wesensart des Ungartums hält Prohászka in dem Bild des Herumirrenden fest. Die Gestalt des Herumirrenden untersucht er in den düsteren Abschnitten der ungarischen Geschichte, in Schrifttum und Kunst. Europa stand dem Ungartum bisher verständnislos gegenüber, da es nicht in seiner volklichen und geschichtlichen Eigenart, nicht in seiner Eigenständigkeit be-

trachtet wurde, — dies ist die wenig erfreuliche Summe des Buches. Wir würden uns freuen, wenn Prohászka's Werk auch auf dem deutschen Büchermarkte erschiene: der Verfasser ging durch die Schule der deutschen Philosophie, zeichnete das bisher in ungarischer Sprache umfassendste Bild deutscher Wesensart und gab der weiteren Forschung durch seine fesselnden Vergleiche zwischen deutschem und ungarischem Wesen in Geschichte und Volkstum unschätzbare Anregungen.

Bismarcks Sturz und die ungarische Öffentlichkeit. Diese Überschrift trägt die Studie von Marie Sziffert (Siklós 1940), eine tüchtige Dissertation aus dem *Historischen Institut der Universität Fünfkirchen*. Ein Grundgedanke der Bismarckschen Politik war, die Kräfte des Ungartums in der Politik Europas zur Geltung zu bringen. „Es ist unmöglich — sagte er — im Osten Europas kleine Nationalstaaten zu errichten, nur geschichtliche Staaten können bestehen.“ Kein Wunder, dass ihn auch das Ungartum verehrte und liebte, wie keinen anderen Staatsmann des Auslandes. Bei seinem Sturz, im Jahre 1890 wurde sein Abgang von der ganzen ungarischen Presse bitter beklagt und eine Reihe von Aufsätzen würdigte den grossen Freund der Nation. Entrüstet wandte man sich von dem Kaiser ab, der ihn entliess; allgemein wurde betont, dass die absolute Macht nur in den Händen eines weisen und hervorragenden Staatsmannes zum Gemeinwohl gereichen könne: „Es gibt kein Beispiel in der Weltgeschichte, dass jemand seine ausserordentliche Macht so wenig missbraucht hätte, wie der grosse Mann des Deutschtums.“ Das Ungartum habe einen schweren Verlust erlitten, da der Kaiser ihm seinen Freund genommen habe. Ähnlichen begeisterten Sätzen begegnet man in der ungarischen Presse

der Zeit immer wieder. Umso befremdender war, dass die ungarische Öffentlichkeit bereits nach einem Jahr mit der grössten Erbitterung Bismarck gegenüberstand. Was war die Ursache der plötzlichen Wendung? In den sechziger und siebziger Jahren sah der grosse Kanzler die Voraussetzungen des europäischen Gleichgewichtes und einer erfolgreichen Friedenspolitik noch im Bündnis des Deutschen Reiches mit der Monarchie und Russland. In seiner Zurückgezogenheit, als Kaiser Wilhelm II. sich schroff gegen Russland wandte und sich ausschliesslich auf die Monarchie stützen wollte, dachte er anders; er sah, wie durch die neue Aussenpolitik sein Lebenswerk zertrümmert wurde und wandte sich leidenschaftlich gegen die seiner Überzeugung nach morsche und gebrechliche Habsburgermonarchie. Das Ungartum erwiderte Bismarcks Angriffe leidenschaftlich. Mit Recht bemerkt Verfasserin: „Hier lag der tragische Irrtum des Ungartums, das die Interessen der Monarchie vertrat und nicht einsehen wollte, dass sich die Belange der Monarchie und des ungarischen Volkes keineswegs decken.“ Als Bismarck starb, würdigte die ungarische Presse sein Lebenswerk wieder mit restloser Anerkennung: wäre Bismarck nicht gewesen, — hiess es allgemein — würden die Habsburger auch heute noch als deutsche Grossmacht herrschen und die alte Wiener Politik zum Übergewicht gelangen, an der der Ausgleich von 1867 gescheitert wäre. Verfasserin schliesst ihre Arbeit mit einer Bibliographie von etwa 300 Zeitungsartikeln über Bismarck. Für Bismarck traten zunächst die Blätter *Egyetértés*, *Budapesti Hirlap* und *Pesti Napló*, gegen ihn *Pesti Hirlap* und *Pester Lloyd* ein. Die meisten Aufsätze über Bismarck wurden in den Jahren 1890—92 und 1898 veröffentlicht.

Graf Julius Andrássy und die deutsch-ungarische Bundesgenossenschaft. Die *Warschauer Zeitung* veröffentlicht unter diesem Titel einen ausführlichen Artikel, der in warmen Worten die aussenpolitische Tätigkeit des bekannten ungarischen Staatsmannes würdigt. Graf Julius Andrássy — so heisst es in dem Aufsatz — hing mit jeder Faser seines Herzens an einem freien Ungarn, „er sah aber die Zukunft seines Vaterlandes am besten in enger Anlehnung an das mächtigste Volk Europas, an die Deutschen, gesichert“.

Budapest — die Königin der Donau. Einen eingehenden Auszug aus der „Neuen Reysebeschreibung eines Gefangenen Christen“ des Nürnberger Bürgers *Johann Wild* aus dem Jahre 1613 bringt unter diesem Titel das *Neue Wiener Tageblatt* (18. Juni 1941), in der die bewegte, kriegsreiche Geschichte namentlich der Festung Ofen und der ungarischen Hauptstadt geschildert wird.

Besuch bei Zsigmond Móricz. In einer fesselnden Skizze berichtet der bekannte kulturpolitische Schriftleiter des *Neuen Wiener Tagblattes*, *Siegfried Melchinger* über seinen Besuch bei dem grossen ungarischen Romanschriftsteller (6. Juli 1941). Schon die Art, wie er den Gegensatz zwischen dem verkitteten Heimatsgefühl der Pester Operettentheater und dem schlichten Sommerhaus des Dichters schildert, wirkt höchst lebendig. Noch mehr das Gespräch über das Wesen des Ungartums, das er mit Móricz führt. „Wenn Sie das Faustische als das Sinnbild des Deutschen bezeichnen, — erklärt ihm der ungarische Erzähler — so ist der Ungar das genaue Gegenteil. Seine erste Eigenschaft ist die Nüchternheit. Er ist ganz und gar unmythisch. Er steht auf seiner Erde und lebt seinen Tag. Er grübelt nicht. Aber er lacht

gern. Und wenn er im Alter die Weisheit erreicht, so ist es keine weltweite Erkenntnis, sondern ein Lächeln“. Mit besonderer Wärme würdigt Verf. die Romantrilogie *Siebenbürgen* von Móricz: in diesem Werk „steht der ganze Bauernstolz dieses Magyaren aus den Bergen vor uns; denn der Held dieses Werkes, Fürst Gábor Bethlen, Freund Gustaf Adolfs, habe als erster das Ungarische in die Weltpolitik geführt“. — Das Ungarische — schliesst Verf. seinen reizvollen Bericht über seinen Besuch bei Móricz — „ist nicht das, was aus den Städten allzu leicht in die internationalisierten Städte aller Welt hinausgegangen ist. Es ist im ganzen letzten Jahrhundert kämpferisch gewesen, weil es sich wehren musste gegen seine Verfälschung. Es ist sozial gewesen, weil es seine Echtheit nur mehr bei den Armen, den Bauern und Hirten fand. Von Petöfi über Arany, Kemény, Tolnai (den Móricz jetzt wiederentdeckt hat) bis zu Rózsa Sándor, dem letzten Roman von Móricz, geht diese Linie eigentlich ungarischer Literatur, die ihre ursächliche Verbindung von Völkischem und Sozialem jetzt in der welthistorischen Entwicklung so grossartig gerechtfertigt findet. Es ist dem Dichter nicht bang um Ungarns Stellung in der künftigen europäischen Literatur. Erstens ist ihr Thema das Thema der Zeit, und zweitens hat sie Talent, viel Talent“.

Der Reiter von Bamberg. In Heft 8. 1940. der Monatschrift *Napkelet* behandelt Géza Entz jun. in dem Aufsatz *Stefan der Heilige, der Bamberger Reiter* die Frage nach dem Urbild des berühmten Reiterstandbildes im Bamberger Dom, das er mit mehreren deutschen Kunsthistorikern übereinstimmend in Stefan dem Heiligen erblickt. Er bezeugt seine Ansicht durch die Geschichte des Bamberger Doms, die Personalgeschichte

des Bamberger Bistums sowie durch die Volksüberlieferung. Das Bamberger Bistum ist die Gründung Heinrichs II., der Freund und Schwager Stefans des Heiligen war. An der Einweihung des Domes nahm als einziger Priester des Auslandes *Astrik*, Erzbischof von Kalocsa, wahrscheinlich in Vertretung des ersten Ungarnkönigs teil. Astrik weihte den Altar über dem östlichen Chor ein, in dessen unmittelbarer Nähe zwei Jahrhunderte später der Bamberger Reiter aufgestellt wurde. Das Reiterstandbild gelangte unter Bischof *Egbert* zur Aufstellung, der ein Bruder der Gemahlin des Ungarnkönigs Andreas II., *Gertrud* von Meran war, und in Oberungarn ausgebreitete Güter besass. Die legendäre Gestalt Stefans des Heiligen lebte in der Phantasie der Bevölkerung Bambergers noch lange und vom 14. Jahrhundert an wurde sein Fest am 20. August, an demselben Tage begangen, der auch heute als nationaler Erinnerungstag an den ersten grossen König Ungarns gefeiert wird.

Geschichte des ungarischen Coetus an der Universität Wittenberg 1555—1613. Unter diesem Titel erschien eine beachtenswerte Studie von Géza Szabó als Bd. II. der *Bibliothek des Protestantismus im mittleren Donauraum*. Verfasser weist nach, dass die ersten ungarischen Studenten bereits 1523 an der Universität Wittenberg erscheinen. Ihre Anzahl nimmt später beträchtlich zu, so dass 1555 Georg Kakas nach wiederholten Versuchen mit 16 Kameraden bereits den coetus begründen kann, der von den Deutschen „*natio ungarica*“ genannt wird, da sämtliche Mitglieder Volksungarn waren. Der coetus wird zur Wahrung gemeinsamer Interessen ins Leben gerufen, vereinigt aber das Ungartum auch zu wissenschaftlicher Arbeit. Lebhafte Debatten werden geführt, an denen sich bei dem ständigen Wechsel

der Studentenschaft immer neue Mitglieder beteiligen. Auch eine Bibliothek wird gegründet. Die Mitglieder verkehren miteinander lateinisch, und da sie meist nur kurze Zeit in Deutschland bleiben, finden sie keine Gelegenheit, die deutsche Sprache sich wirklich anzueignen. Ihr geistiger Führer ist *Melanchthon*, der für sie, sowie für andere Studenten aus den Donauländern Predigten in lateinischer Sprache hält. Indessen werden sie eben durch Melanchthons Kryptokalvinismus immer empfänglicher für die Lehre Kalvins, so dass sie 1592 auf den Befehl des streng lutherischen Kurfürsten August Wittenberg verlassen müssen. Obwohl ihnen später der Besuch der Universität wieder genehmigt wird, kehren nur wenige zurück. Von 1606 an wählen sie keinen Senior mehr, 1613 aber wird auch die Matrikel des coetus nach Ungarn gebracht. Die Studie von Szabó gibt uns ein lebensvolles Bild darüber, wie die ungarische Studentenschaft deutsches Bildungsgut aufnahm, namentlich aber die Ergebnisse der deutschen Theologie verarbeitete.

Der „Siebenbürger Stern“ der Sprachwissenschaft in Deutschland. In der vornehmen Monatschrift des Siebenbürger Ungartums *Pásztortűz* schreibt in der Juni—Julinummer 1940 Otto M. Nagy über den hervorragenden Sprachforscher Samuel *Gyarmathi* auf Grund seines Nachlasses. Nach sechsjährigem Studium im Wiener Alumnium erwarb Gyarmathi im Jahre 1782 den Doktor der Medizin, und reiste dann zu Fuss nach Deutschland. Heimgekehrt widmete er sich dem Schulunterricht und der Erziehung. 1795 begab er sich mit dem jüngeren Grafen Alexius *Bethlen*, dem späteren Geschichtsschreiber des Deutschritterordens, auf seine bedeutendste Auslandsreise. Vier Jahre lebte er in Göt-

tingen, und reiste von hier nach Dänemark und Schweden. Die Bekanntschaft mit dem Göttinger Professor *Schlözer* und dem Jenaer Professor *Büttner* wurde für seine sprachwissenschaftlichen Ansichten entscheidend. Schlözer lenkte seine Aufmerksamkeit auf die Verwandtschaft des Ungarischen mit den finnisch-ugrischen Sprachen. So erscheint 1799 in Göttingen die *Affinitas Gyarmathis*, ein grundlegendes Werk der Sprachvergleichung. Mit Recht bezeichnet ihn *Gabelentz* als Vater der vergleichenden Sprachwissenschaft. Die Göttinger Gelehrte-Gesellschaft und die Jenaer Naturwissenschaftliche Gesellschaft wählten ihn zu ihrem Mitglied, und noch 1860 dachte man in der Berliner Akademie daran, ihm ein Standbild zu errichten.

Ungarischer Biedermeier. Das so betitelte Werk von Béla *Zolnai* (Budapest, Franklin-Verlag) ist ein bedeutendes und durchaus eigenständiges Werk der europäischen Biedermeierforschung. Dass diese nach der Romantikwelle der europäischen Literaturwissenschaft auch in Ungarn stark aufblühte, ist leicht zu verstehen: zeitlich und geistig verbindet sich das Lebensgefühl des Biedermeier nicht nur mit Romantik und Sentimentalismus, sondern auch mit dem ungarischen Klassizismus und den Anfängen des Realismus. Ludwig *Eichrodt*, der Verfasser der *Biedermeier-Liederlust* (1870) ahnte wohl nicht, dass man den Titel seiner Sammlung zur Bezeichnung der Lebensform und Literaturauffassung eines Abschnittes — etwa 1815—1850 — in der ungarischen Geistesgeschichte heranziehen wird. Die ungarische Literaturforschung übernahm den deutschen Begriff des „Biedermeier“, obwohl das Leben und die Dichtung der Zeit auch anderwärts in Europa vielfach gleiche Züge aufweist; sie tat dies umso mehr, als die ersten Träger des

„Biedermeier“ in Ungarn eben deutsche Bürger waren. Die systematische Erforschung des Biedermeier geht — auch die deutsche Fachwissenschaft inbegriffen — von dem ungarischen Literaturhistoriker Eugen von *Vértesy* aus. Heute gibt es in Ungarn bereits eine ganze Schule der Biedermeierforschung, deren Führer, der Klausenburger Universitätsprofessor Béla Zolnai mit seinem neuesten Buch bereits das zweite umfangreiche Werk über sein Lieblingsthema veröffentlichte. Er deckt dem Leser sämtliche kennzeichnende Erscheinungen der Biedermeierwelt auf: das bürgerliche Heim, das gesellschaftliche Leben, die Mode, das männliche und weibliche Idealbild, den Patriotismus und die Literaturauffassung der Zeit; über die Krise der Romantik führend schliesst er seine fesselnde Darstellung an der Schwelle des Realismus. Zolnai gibt der Überzeugung Ausdruck, dass die Biedermeierwelt den Sieg jener bürgerlichen Weltanschauung bedeutete, die die Grundlagen des 20. Jahrhunderts schuf. Die Biedermeierwelt erstet im Wandel der Zeit immer wieder neu, daher wäre die Erforschung auch ihrer weiteren Entwicklung, insbesondere die des Neubiedermeiers der Nachkriegszeit erwünscht.

Die Kunst im Dienste der deutschen Wehrmacht von heute. Dieses Thema behandelt der bekannte ungarische Kunsthistoriker Ladislaus *Balás-Pirny* in einem umfangreichen Aufsatz des Tageblattes *Új Magyarország* (6. April 1941.). Verf. spricht über die unvergesslichen Eindrücke seiner letzten Deutschlandreise, wo er Zeuge eines beispiellosen Aufschwunges auch der bildnerischen Künste sein konnte. Der Führer macht die Kunst zum Gemeingut breiter Schichten. Sämtliche Lebensgebiete werden heute von dem Geist einer neuen, geläuterten

Kunst durchdrungen. Nicht nur bei den grossen öffentlichen Bauten kommt der neue künstlerische Geist zur Geltung, sondern er findet auch in einfachen bürgerlichen Heimen Eingang. Vor allem aber wird in der Kunst der soldatische Geist gepflegt. Maler und Bildhauer sind unermüdlich tätig diesen Geist in Werken verschiedenster Art festzuhalten. In Kasernen und anderen militärischen Gebäuden finden bildkünstlerische Werke — Wandgemälde und Gobelins — weitestgehende Aufnahme, die natürlich in hohem Masse geeignet sind den soldatischen Sinn wachzuhalten und zu vertiefen.

Rumänische Geschichte in ungarischer Sprache. Stets wurde dem Ungartum im Ausland der Vorwurf gemacht, dass es seine Nachbarn und somit seine Stellung in Europa nur höchst unzulänglich kennt. Für die Vergangenheit mag dieser Vorwurf einigermaßen berechtigt sein, die ungarische Geschichtswissenschaft der zwei letzten Jahrzehnte jedoch hat hier gründlich Wandel geschaffen: bedeutende Leistungen zeugen von der auffallend zunehmenden Erkenntnis der Donauvölker, des Südostens und des Balkans. Die Geschichte der Nationalitätenfrage in Ungarn liegt beinahe in restloser Bearbeitung vor; die Veröffentlichung des einschlägigen Aktenmaterials namentlich aus Wiener Archiven ergibt heute bereits ein klares Bild über Mittel, Umstände und Persönlichkeiten, die zu Ende des Weltkrieges den Zusammenbruch und die darauf folgende Aufteilung Ungarns herbeiführten. Von den Nachbarvölkern wandte sich die ungarische Geschichtswissenschaft zunächst den Rumänen zu. Bezeichnend ist, dass die bedeutendste rumänische Urkundensammlung in der Ausgabe der rumänischen Akademie der Wissenschaften von einem

Ungarn (Andreas Veress) veröffentlicht wurde. Heute gibt es in Ungarn bereits zehn bis zwölf hervorragende Kenner der rumänischen Frage, unter ihnen auch solche, die ihre Studien bereits an rumänischen Universitäten beendeten, die Hochschätzung und Förderung rumänischer Professoren genossen, obwohl ihre wissenschaftlichen Ansichten vielfach von denen jener abweichen. Nicht nur die ungarische Wissenschaft, sondern auch die wissenschaftliche Öffentlichkeit des Auslandes hat der *Ungarischen Historischen Gesellschaft* zu danken, dass sie den gegenwärtigen Stand der Forschungen über das Rumänentum und innerhalb dieser den ungarischen Standpunkt in einem stattlichen Bande bearbeiten liess. Der Band ist das Werk einer Arbeitsgemeinschaft von jüngeren ungarischen Geschichtsforschern, meist Schülern des Professors für osteuropäische Geschichte an der Universität Budapest, Emerich Lukinich. Jeder Abschnitt der rumänischen Geschichte wurde von dem berufensten Spezialforscher bearbeitet, der seine Stoffkenntnis bereits in mehreren Spezialarbeiten nachgewiesen hatte. Dadurch konnte der so häufige Fehler der kritiklosen Übernahme von fremden Forschungsergebnissen ohne Einsicht in die Einzelforschung vermieden werden. Es braucht wohl nicht betont zu werden, dass das Werk strenge Sachlichkeit bewahrt: in den Darstellungen der jungen Forscher, die das Rumänien jenseits der Karpathen aus eigener Erfahrung kennen, findet sich keinerlei Spur einer feindlichen Haltung, ja man darf sagen, dass sie dem Rumänentum geradezu als Freunde gegenüberstehen. Allerdings dem gesunden Rumänentum, denn über die krankhaften grossrumänischen Träume der liberalen Zeit können auch sie sich nur dem grausamen Urteil der Tatsachen anschliessen. Als Herausgeber des Werkes zeichnen

Ladislaus Gáldi und Ladislaus Makkai. Von Gáldi rühren die Abschnitte über die Entstehung des Rumänentums, über die rumänischen Woiwodenschaften in der Fanariotenzeit und über die geistige Wiedergeburt des siebenbürgischen Rumänentums, von Makkai die Abschnitte über Einwanderung und Ansiedlung des Nordrumänentums, über die nationale Erneuerung zur Zeit der rumänischen Woiwodenschaften, über das vereinigte Fürstentum und unabhängige Königtum sowie über die zwei Jahrzehnte des grossrumänischen Versuches her. Von den anderen Mitarbeitern des Bandes behandeln Ludwig Elekes die rumänischen Woiwodenschaften zur Zeit der Donauherrschaft und Türkengefahr, Stefan Juhász die Geschichte des siebenbürgischen Rumänentums im 16. und 17., Andreas Tóth die im 18., Zoltán Tóth die im 19. Jahrhundert, und Nora Polonyi die Entstehung Grossrumäniens. 9 Karten und 20 seltene Bilderbeilagen schmücken den Band, der als ernste und gediegene Leistung der ungarischen Südostforschungen zu begrüssen ist.

Einer neuen Welt entgegen. Diese Überschrift tragen die im Verlag *Stadium* erschienenen stattlichen zwei Bände, die die Leitartikel und Aufsätze zur Zeitgeschichte von Stefan Milotay, dem Schriftleiter des deutschfreundlichen Tageblattes *Új Magyarág* enthalten. Die Sammlung ist das lebendige Denkmal eines einsatzbereiten Zeitungskampfes für das neue Europa, das Lebenswerk eines verantwortungsbewussten Publizisten. Milotay, der zunächst die öffentliche Meinung des ungarischen Mittel- und Beamtenstandes lenkt, befasst sich vor allem mit dem Untergang des Liberalismus, den Übergriffen des jüdischen Kapitalismus, sowie mit den Krankheitssymptomen der Demokratie. Aber auch Fragen der Innen- und Aussenpolitik, das Gewalt-

diktat von Trianon, Agrarprobleme, die Ereignisse in Spanien, Russland, in der Tschechoslowakei und die sog. Kleine Entente, die Weltmachtgelüste Englands geben ihm immer wieder Anlass das Wort zu ergreifen. Stets gibt er seiner unerschütterlichen Überzeugung Ausdruck, dass der Aufstieg Ungarns nur durch die Freundschaft mit Deutschland möglich sei. Es versteht sich von selbst, dass der dem verstorbenen Ministerpräsidenten Julius von Gömbös so nahestehende Publizist auch der Entwicklung der Rassenfrage in Europa, der Assimilation, der ungarischen Rassenforschung und der Frage der ungarischen Urheimat erhöhte Aufmerksamkeit widmet. Mit besonderer Wärme würdigt er stets die gewaltigen Leistungen des nationalsozialistischen Deutschlands; seine lebensvollen Bildnisse des Führers zeugen von aufrichtiger Bewunderung und Verehrung. Vor allem Milotay und seinem Blatte verdankt es die ungarische Öffentlichkeit, dass sie ein getreues, sachliches Bild über die Zielsetzungen des neuen Deutschlands erhielt.

Ungarische Kulturfilme. Das *Verzeichnis der Kulturfilme der Magyar Filmroda A. G.*, das unlängst in einem reich ausgestatteten umfangreichen Bande mit einem Text in fünf Sprachen (deutsch, ungarisch, italienisch, französisch, englisch) erschien, gibt eine Übersicht über die zahlreichen Kurzfilme ungarischer Herkunft, oder mit ungarischen Stoffen, die im Ausland bereits lebhaften Widerklang fanden. Leider wurden diese Filme bis zum Abschluss der Sammlung, Weihnachten 1940, in Deutschland nur in geringem Masse bekannt. Mit deutschem Text wurden bisher folgende Filme hergestellt: Hungaria, Ungari-

sches Weidwesen, Ungarisches Dorf. Ungarische Dorfkunst, Ungarisches Obst, Ungarischer Wein, Ungarisches Pferd, Vieh-, Schweine- und Geflügelzucht in Ungarn, Ungarisches Wild, Jagd in Ungarn, Ungarische Hütten-, Maschinen- und Textilindustrie, Die Milch, Das St. Stefans-Jahr in Ungarn u. a. m. Ausserdem gibt es eine Reihe von Kurzfilmen, von denen sich leicht eine deutsche Fassung herstellen liesse: Budapest im Winter, Oberungarn, Karpathenland, Bewässerung im Tiefland, Reispflanzungen auf dem Hortobágy, Ungarischer Arbeitsdienst, Ungarischer Weizen, Ungarische Tänze und Volksbräuche, Ungarische Schafzucht, Ungarisches Porzellan, Waldrodung u. a. m. Den Band, der 180 Seiten umfasst, schmückt eine grosse Anzahl von Filmbildern.

Neue Professoren für deutsche Sprache und Literatur in Ungarn. Der Herr Reichsverweser hat Prof. Karl Kurt Klein an die Franz Josefs-Universität in Klausenburg zum o. ö. Professor für deutsche Literatur mit besonderer Rücksicht auf die siebenbürgisch-sächsische Literatur, Prof. Béla Pukánszky, den Schriftleiter unserer Zeitschrift, an die Stefan Tisza-Universität in Debrecen zum o. ö. Professor für deutsche Sprache und Literatur ernannt.

Die Deutsche Akademie hat Prof. Dr. Karl Kurt Klein, Klausenburg mit dem Preis für deutschkundliche Forschung ausgezeichnet; die Zuerkennung des Preises wurde in einer Festsitzung der Deutschen Akademie am 30. Juni verkündet. Wir begrüssen den vorzüglichen Gelehrten aufs herzlichste und wünschen ihm auch weiterhin eine recht erfolgreiche Tätigkeit.

Székler Grenzwache an den Südostkarpathen. Von <i>Stefan Rédvy</i>	449
Ungarn auf Regensburger Reliefs. Von <i>Gyula László</i> (mit 4 Abbildungen)	457
An dem Ausländerkurs in Berlin. Von <i>vitéz Koloman Móricz</i> <i>von Técső</i>	464
Mit „Kraft durch Freude“ Hamburg—Neapel. Von <i>Anton Papp</i> (mit 6 Abbildungen)	472
Das „romantische Ungarn“ in der deutschen Dichtung. Von <i>Desider Keresztúry</i>	478
Ungarische Bauernstube in Goslar. Von <i>Irma Györgypál-Eckert</i> (mit Bild)	485
Zwischen halbdrei und drei, Plattenseegeschichte von <i>Desider</i> <i>Kosztolányi</i>	488
Der Bauer. Gedicht von <i>Ladislaus Mécs</i> , übersetzt von <i>Árpád</i> <i>Guillaume</i>	494
Über den Feldern. Gedicht von <i>Johann Bartalis</i> , übersetzt von <i>Friedrich Lám</i>	496
Donaulandschaften von <i>Stefan Szőnyi</i>	496
Rundschau	
László von Bárdossy über Ungarns europäische Sendung	497
Spende an die U.-D. G. — Deutsche Auszeichnung des Generalsekretärs der U.-D. G. — Das grössere Ungarn. — Ungarischer Reitergeist einst und jetzt. — Der Garten des Nachbarn. — Kulturmorphologie der deutsch-ungarischen Schicksalsgemeinschaft. — Bismarcks Sturz und die ungarische Öffentlichkeit. — Graf Julius Andrássy und die deutsch- ungarische Bundesgenossenschaft. — Budapest — die Königin der Donau. — Besuch bei Zsigmond Móricz. — Der Reiter von Bamberg. — Ge- schichte des ungarischen Coetus an der Universität Wittenberg. — Der „Siebenbürger Stern“ der Sprachwissenschaft in Deutschland. — Ungari- scher Biedermeier. — Die Kunst im Dienste der deutschen Wehrmacht von heute. — Rumänische Geschichte in ungarischer Sprache. — Einer neuen Welt entgegen. — Ungarische Kulturfilme. — Neue Professoren für deutsche Sprache und Literatur in Ungarn. — Auszeichnung Prof. Karl Kurt Kleins.	501

MITARBEITER DIESES HEFTES:

- Dr. Stefan Rédvy, kön. ung. Major.
 Dr. Gyula László, Archäolog, Privatdozent an der Kön. Ung. Franz Josephs-Universität
 in Klausenburg (Kolozsvár).
 vitéz Koloman Móricz von Técső, Vizepräsident der Ungarischen Aussenpolitischen
 Gesellschaft, kön. ung. Husaren-Rittmeister a. D.
 Dr. Anton Papp, Staatssekretär a. D. Privatdozent in Klausenburg (Kolozsvár).
 Dr. Desider Keresztúry, Hochschulprofessor, lit. Schriftleiter des „Pester Lloyd“.
 Dr. Irma Györgypál-Eckert, gew. Sektionsleiterin in dem Internationalen Büro für
 Bauerntum und Landwirtschaft in Goslar.

UNSERE DICHTER:

- Ladislaus Mécs, beliebter Lyriker von stark sozialer Einstellung.
 Johann Bartalis, Bibliothekar in Klausenburg (Kolozsvár), Dichter der Székler.
 Desider Kosztolányi (1885—1936), führender Lyriker und Erzähler des Kreises um die
 Zeitschrift „Nyugat“, dessen Werke z. T. auch in deutscher Übersetzung zugänglich sind.

Verantwortlicher Schriftleiter und Herausgeber: Béla Pukánszky.

DIE SCHRIFTENREIHE DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT

herausgegeben von Generalsekretär Prof. *Alexander Varga v. Kibéd* bildet die natürliche Ergänzung unserer Zeitschrift im Sinne des Arbeitsprogramms der Gesellschaft. Während die Monatschrift UNGARN vor allem die Aufgabe hat ungarisches Land und Volk der deutschen Öffentlichkeit zu erschliessen, soll die in ungarischer Sprache erscheinende SCHRIFTENREIHE das Gedankengut des neuen Deutschlands — zunächst durch die Veröffentlichung von Vorträgen führender deutscher Persönlichkeiten, die diese in der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft hielten, — der breitesten Schicht ungarischer Leser vermitteln und dadurch an der ideellen Annäherung von Deutschtum und Ungartum fördernd und vertiefend mitwirken.

Bisher erschienene Hefte der SCHRIFTENREIHE:

1. *Darré, R. W.*: A Német Birodalom és a délkeleteurópai államok együttműködése a mezőgazdaság terén (Zusammenarbeit zwischen dem Reich und den südosteuropäischen Staaten auf landwirtschaftlichem Gebiet). 1940 P 1.—

2. *Von Cochenhausen, F.*: Német katonai szellem a múltban és jelenben (Deutsches Soldatentum in der Geschichte und Gegenwart). 1940 P 1.—

3. *Spranger, E.*: Kultúrák találkozásáról (Kulturen in Begegnung miteinander). 1940 P 1.—

4. *Hóman, B.*: Német-magyar sorsközösség (Deutsch-ungarische Schicksalsgemeinschaft). 1941 P 1.—

5. *Günther, H. R. G.*: A tehetségek kiválasztása (Menschenauslese). 1941 P 1.—

6. *Freisler R.*: Az új Európa jogrendje (Das Rechtsdenken des jungen Europa). 1941 P 1.—

7. *Strölin K.*: Lakásügy, városépítés és tájrendezés (Wohnungswesen, Städtebau und Raumordnung). 1941 P 1.—

8. *Schwerin L. gróf*: Háborus pénzügyi gazdálkodás (Kriegsfinanzierung). 1941 P 1.—

